

biblioteka
U. M. K.
Toruń

226210

P. 2

Der Tod.



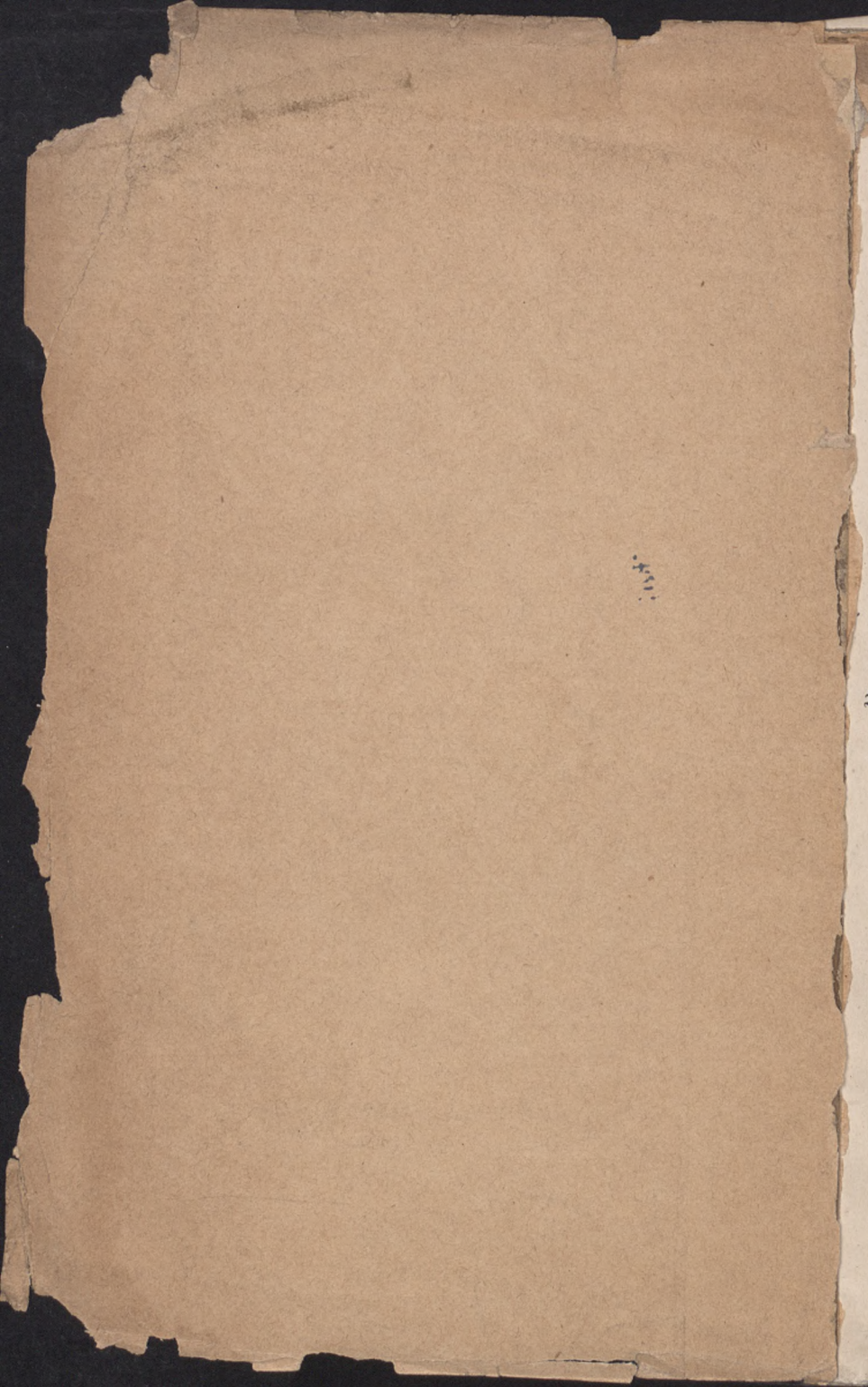
Eine Studie

von

Ignaz Dąbrowski.



Braunschweig,
C. A. Schwetsfke und Sohn.
1896.



52323

Der Gott.



Eine Studie

von

Ignaz Dąbrowski.

Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Polnischen
übersetzt

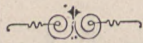
und mit einer Einleitung versehen

von

Moriz Urstein.



Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1896.



Alle Rechte vorbehalten.



226.210

1
v
1

Druck von Appelhans & Co. in Braunschweig.

Ignaz Dąbrowski

zugeeignet

vom Uebersetzer.





Einleitung.

Ein jedes Ereignis hat seinen dazugehörigen Hintergrund, seinen Boden, aus dem es emporwächst. Abgesehen vom Einfluß des Temperaments, der Sitten, Gewohnheiten und des Verhältnisses zu den Mitmenschen (diese Thatsache ist zu bekannt, als daß sie mehr als einer Andeutung bedürfte) müssen wir noch einen, wenn auch vielleicht weniger ins Auge fallenden Faktor in Betracht ziehen; es ist das: die Zeitstimmung der Gesamtheit. Mag die Aktivität der einen und die Passivität der anderen noch so bedeutend sein — immerhin werden sie alle vom herrschenden Strome mitgerissen. Unser Jahrhundert, das zweifelsohne zu den interessantesten in der Geschichte der Menschheit gehört, ist, kurz charakterisiert, die Epoche wichtiger Ereignisse, bedeutender Männer, genialer Entdeckungen, erhabener Gedanken und — großer Nervosität. Letztere ist, wie manche behaupten, eine Folgeerscheinung des erhöhten Kampfes ums Dasein, mithin der hastenden Jagd nach dem sogenannten Glück. In gewissem Sinne ist obige Ansicht ganz richtig, zumal die verhältnismäßig bedeutende Vollkommenheit des Manchesterthums einerseits, neben den recht unvollkommenen sozialen

Einrichtungen andererseits dieses nachgerade hysterische Rennen des Geschäftslebens in hohem Maße begünstigen, beziehungsweise heraufbeschwören. Wer heutzutage konkurrenzfähig sein d. h. sich auf der Bildfläche behaupten will, muß alle Kraft anspannen. Da aber jede kontinuierliche Spannung notwendigerweise eine Erschlaffung zur Folge hat — geschieht doch das nämliche auch mit der Saite eines Musikinstruments! — darf uns die allgemeine „Verstimmung“ nicht wundern. So erklärt sich hieraus der Umstand, daß wir bei Wohlhabenden und Armen, bei solchen, denen Frau Fortuna hold war und bei den von der Natur Vernachlässigten, kurzum: überall, also auch bei den sogenannten Gesunden, eine ungewöhnliche Reizbarkeit und krankhafte Empfindsamkeit vorfinden. Da aber die Litteratur bekanntlich ein Spiegel ist, der neben der Richtung geistiger Thätigkeit, wissenschaftlichen Fortschritts auch die Beschaffenheit der Charaktere, Seelenzustände, Denkart u. s. f. reflektiert, so müssen wir diese „Nervenaffectio“ hier ebenfalls ausgeprägt finden. Das ist nun thatsächlich der Fall. Die, wie es heißt neuerdings entstandene besondere Kunstrichtung der heutigen „nervösen, zerrütteten, greisenhaften Gesellschaft, die allen gesunden und natürlichen Gefühlen abgestorben, ihre Blasiertheit durch außergewöhnliche Reize aufzustacheln sucht“, pflegt man gewöhnlich mit dem Schlagwort „Decadence“ d. h. Verfall zu belegen. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob und inwieweit dieser Ausdruck zutrifft, möchte jedoch bemerken, daß wie seinerzeit die Sansculottes (Hosenlosen) in Frankreich oder die niederländischen Edelleute und andere mit der spanischen Gewaltherrschaft Unzufriedene trotz der Benennung

„Geusen“ (Bettler) am meisten dazu beigetragen haben, das fremde Joch von sich abzuschütteln und selbständig aufzublühen, dank der anfänglich zwar ganz unterschätzten Macht und Stärke der einzelnen Vertreter und Mitglieder, so auch die Schule der Decadence über Leute verfügt, die heute schon sich einen Weltruf zu erringen wußten, deren Ruhm, angesichts der Größe der Geister, stets im Wachsen begriffen ist, so daß sie in nicht allzu langer Zeit als Richtschnur der Gesamtheit dienen werden.

Die Decadence ist angeblich in Frankreich entstanden oder richtiger gesagt: sie hat sich dort am schnellsten und deutlichsten entwickelt. Alles ist ja nur Entwicklung; auf der Vergangenheit baut sich die Zukunft auf. Der Satz: die Natur macht keine Sprünge, gilt ebenfalls für die Litteratur. Je mehr wir in ihre Akten eindringen, desto weniger erscheinen uns die „Strömungen“ einzig in ihrer Art, als unbegreiflich und wunderbar, und viele uns früher rätselhaft anmutende Offenbarungen werden uns ganz verständlich, auch erkennen wir, daß der Prozeß ein vollkommen natürlicher war.

Die Wiege der Decadence ist zweifelsohne die Romantik gewesen; ein treffliches Uebergangsstadium bilden die Parnassiens. Welches Gebiet wir auch nehmen mögen — wir finden bis jetzt kein wichtigeres Ereignis, das sich mit einer mehr oder weniger ausgeprägten Deutlichkeit nicht auch bei den übrigen Völkern wiederholt hätte. Hieraus können wir folgern, daß gewisse Gedanken, Ideen ähnlich lebenden Individuen in der Luft liegen, daß sie lediglich durch äußere Erscheinungen hervorgerufen (jeder Vorgang birgt sein Äquivalent; die Annahme der Ideologen, als entstanden die Ideen von selbst,

ist demnach grundfalsch) ins Hirn eindringen, dasselbe befruchten und dort auch allmählich zur Reife kommen. Daß obiger Prozeß gleichzeitig in verschiedenen Köpfen vor sich gehen kann, ist ebenfalls leicht zu erklären. Daher dürfen wir heutzutage nicht mehr von einer Pariser Schule reden, sondern müssen der Decadence aller Nationen Rechnung tragen.

Seitens der Kritiker ist den „Neuen“ allerdings noch nicht die gebührende Gerechtigkeit und Anerkennung zu teil geworden. Zwar empfehlen sie alle die künstlerische Ausführung der Richtung, sind darüber im Einklang, daß die Decadents sich um die Form der Poesie, die sie in ein filigranartiges Gewand hüllen, große Verdienste erworben haben, verpönnen jedoch den Geist und Inhalt. Dies erklärt sich wohl daraus, daß die Kritiker noch nicht genügend in das Wesen der neuen litterarischen Erscheinung eingedrungen sind, um so mehr als viele überhaupt nicht einmal im stande sind, den richtigen Sinn zu erfassen, andere aber mit ihrem: „Ich verstehe nicht“ alles abgethan zu haben wähnen. Die Letzteren hat Rémy de Gourmont in seiner der echten Decadence gewidmeten Abhandlung vorzüglich charakterisiert, indem er sagt: „Wer nicht versteht, ist weder für Musik noch für Logik empfänglich. Er ist taub, aber keinesfalls stumm, denn wo er sich auch finden mag, schreit er aus voller Stimme: „Ich verstehe nicht!“ Wie andere auf ihr Talent oder ihre Ideen, so ist auch er stolz auf sein: „Ich verstehe nicht“ und auf die Fegen von Phrasen, mit welchen er seine geistige Nacktheit umhüllt. . . . Diese Fähigkeit verschafft ihm allgemeine Anerkennung; er wird von denen gesucht, die, da sie ebenfalls nicht verstehen, sich dessen ein wenig

schämen; allein seine Zuversicht wappnet sie mit Mut! „Seht“ — sagen sie sich gegenseitig — „der versteht auch nicht und doch errötet er deswegen nicht — im Gegenteil! — im Gegenteil: er kennt seinen Wert und wird es nie versäumen, seine Person auf den ersten Platz zu stellen“.

Ganz treffend hat Nautet die neue Richtung mit nachstehendem Vergleich gekennzeichnet: „Wie unsere Maler weniger Gewicht auf das Schöne der Zeichnung legten, dafür aber die ausgesprochene Fähigkeit besaßen, raffinierte Farben zu wirken, das Unfaßbare zu fassen, die nichtmateriellen Elemente in der Materie aufzufinden, die subtilsten, kompliziertesten Nuancen der Lichteffekte wiederzugeben, mithin ins Innere des Wesens einzudringen und ihm die seelischen Geheimnisse abzugewinnen suchten — ebenso zeichnet sich unsere gegenwärtige eindrucksvolle, raffinierte Litteratur aus durch gewisse Analysen, malerische Beschreibungen, undeutliche Suggestionen, ähnlich den Nebelbildern. Das giebt sich kund in der Tiefe der Visionen, in den unendlich harmonischen Nuancen, mit einem Worte: in den Arten der Expression, die das künstlerische Feld, auf dem wir uns bewegen, darstellen.“

Auf eins sei hier noch hingewiesen. Manche Kritiker gehen so weit, daß sie den Decadents Entartung, Siechtum, geistige Ohnmacht u. s. w. vorwerfen, ihre Werke für Produkte krankhafter Hirne erklären und den Autoren sogar eine gemeinschädliche Wirkung zuschreiben. Einer der bekanntesten jener „Kompetenten“ dürfte wohl Max Nordau sein, der Verfasser des reklamehalber „Die Entartung“ betitelten Werkes. Liest man aber das Buch, so weiß man wirklich

nicht, worüber man sich zuerst wundern sollte: ob über die Ungenauigkeiten und die falschen Thatsachen, oder über die nachgerade lächerlichen ästhetisch-literarischen Grundsätze und die seichten oberflächlichen Folgerungen, die auf zweifelhaften, philosophisch unbegründeten Theorien basieren oder über die Vermessenheit eines nach Karriere trachtenden Litteraten, der an den größten Schriftstellern mit Schmähreden und Insinuationen nur deshalb Rache übt, weil ihr Talent für seine Person zu tiefgreifend ist. Leider hat auch er Gönner gefunden; diejenigen, welche für die neue Gestalt des Schönen kein Verständniß besitzen, mußten sich selbstverständlich an ihn festklammern und dazu beitragen, daß falsche Thatsachen und entstellte Ansichten in die weite Welt ausposaunt werden — natürlich alles auf das Schuldkonto der „Entarteten“. Und dann — zugegeben (allerdings unter größtem Vorbehalt), daß die neuen Erzeugnisse etwas Krankhaftes in sich schließen, so hätten wir es mit einem ziemlich schweren Fall zu thun, und es würde sich wohl lohnen, denselben gründlich zu untersuchen, sei es auch nur, um zu erfahren, ob man demselben vorbeugen könnte. Ein Arzt, der prophylaktische Resultate erzielen möchte, darf sich doch unmöglich mit der bloßen Diagnose zufriedengeben — er muß unbedingt seinen Patienten immunisiren, also die schädlichen, krankheitserregenden Faktoren beseitigen. Und wird nicht etwa auch das Krankhafte in der Decadence durch eine Menge ernstler Ursachen als natürliche Nothwendigkeit heraufbeschworen? Man sollte doch bedenken, daß wenn man hier überhaupt von etwas Schädlichem oder Krankhaftem sprechen darf, der Decadent keinesfalls Urheber, wohl aber Opfer desselben ist. Und

kann man denn — *exempli gratia* — einen Schwindsüchtigen dafür verantwortlich machen, daß ein elender Bazillus ihm das Leben zerfriszt. Wissen wir doch, wozu die Handlungen der Bourgeoisie und das Manchesterium führen!

Selbst die edelsten Gemüther werden davon vergiftet, zumal der Kampf ums Dasein auch im umgekehrten Sinne, mithin zwischen Ideen und edlen Trieben vor sich geht. Auch der Decadent hat seine Kraft, seinen Ekel und Haß, und in unseren mammonistischen Zeiten ist Ekel und Haß ebenfalls etwas wert, ja vielleicht mehr wert als die Ethik so mancher Moralisten. Im Uebrigen darf man aus der Philosophie der Decadence noch keinen definitiven Schluß auf die Decadence als solche ziehen, da jemandes *credo* keine Bürgerschaft für die Art seiner Handlungen leistet, und jedes litterarische Manifest höchstens den Autor dazu verpflichtet, dasselbe zu befolgen. Wie gesagt: Wir besitzen eben nichts Vollkommenes, an allem haben wir etwas auszusetzen, und so müssen wir stets zu ergründen suchen, ob im gegebenen Falle das Gute oder das Schlechte überwiegt. Für die Decadents ist ersteres zutreffender, daher müssen wir die geringen „Schwächen“ mit in den Kauf nehmen, zumal sie wie ersichtlich eine natürliche Folgeerscheinung sind.

Zu den talentvollsten, in gewissem Sinne vom Hauch der Decadence umwehten Dichtern gehört unbedingt Ignaz Dabrowski, der seit jüngster Zeit einen hervorragenden Rang unter den polnischen Schriftstellern einnimmt. Er wurde am 21. April 1869 in Warschau geboren, besuchte dort das Gymnasium, konnte es aber leider nicht ganz absolvieren,

da eine schwere und gefährliche Krankheit, die seine Gesundheit untergrub, ihn zwang, die Schulstudien fahren zu lassen und sich der Erholung wegen aufs Land zu begeben. Dort beschäftigte er sich fünf Jahre lang mit dem Ertheilen von Unterrichtsstunden in den verschiedensten Familien, gab dann aber die Hauslehrerstelle auf und widmete sich der Litteratur. Gegenwärtig führt er einen ganz unstätten Lebenswandel und hält sich da auf, wo das Geschick ihn just hintreibt. Bald finden wir ihn in Warschau, bald wieder in Lodz, in Sokolow oder in irgend einer anderen Stadt.

Im 23. Lebensjahre trat er mit der ersten Frucht seiner poetischen Thätigkeit in die Oeffentlichkeit. Es war das die vorliegende Studie „Der Tod“. Ein Jahr später erschien „Felka“, ein Roman in Form von Briefen, welche Felka, eine junge Näherin, an ihre Mutter schreibt. In diesem Werke verzeichnet die Heldin in malerischer Weise alle Ereignisse ihres an Offenbarungen und Eindrücken sehr arbeitseligen Lebens, wie auch ihre Liebe für einen Mann, den sie während eines Tanzkränzchens kennen gelernt hat, und der sie ein paarmal wöchentlich abends vom Geschäft abholt und nach Hause geleitet. Das herzensgute und naive Mädchen sieht hierin nichts Schlechtes, hält es dennoch für notwendig, ihrer auf dem Lande wohnenden Mutter, Rechenschaft darüber abzulegen, und als sie sich eines Sonntags dazu verleiten läßt, mit ihrem neuen Bekannten ins Theater zu gehen, da gebietet ihr die Mutter entweder die Beziehungen zu ihm überhaupt abzubrechen, oder ihn ins Haus der Pensionseletern einzuführen. Der Roman endet sehr traurig: Das arme, Tag und Nacht rastlos arbeitende Geschöpf muß es

mit ansehen, wie sich ihr Geliebter in ihre Pensionschwester verliebt.

Dabrowski zeigte uns hier, wie traurig, öde und monoton sich das Leben einer arbeitenden Frau gestaltet — einer Frau, bei der viele Triebe nur deshalb nicht zur Entwicklung gelangen, weil ihnen die entsprechende Atmosphäre, das entsprechende Milieu fehlt. Felka ist der Typus einer treuen Gefährtin, einer guten Mutter und Frau — kurzum: ein vorzüglicher Mensch, der leider durch den Kampf ums Dasein, den Fluch der Arbeit und alle sozialen Lasten fast völlig betäubt wird. Nichtsdestoweniger betrachtet sich das Mädchen, daß doch nur sozusagen kümmerlich vegetiert, zumal es von Leuten, mit denen es in Berührung kommt, förmlich ausgenützt und hintergangen wird, für eine ziemlich glückliche Person, sie ist im allgemeinen lustig und sehr optimistisch. Man könnte Felka mit einem wunderschönen Schmetterling vergleichen — wie schade daher, daß dieses Dasein so kurz, so vergänglich und so schrecklich elend ist.

Im November 1894 veröffentlichte Dabrowski die Novelle „Eine Thräne“, welche sich besonders durch Schönheit der Sprache und Stil-Effekte auszeichnet und einige Monate darauf „Die Sonate des Leidens“, ein in rhythmisch-musikalischer Prosa gehaltenes Gedicht. Die junge Seele des Poeten sehnt sich nach metaphysischen Ergründungen und versinkt im Suchen nach Lebensdogmen. Der große Ruhm, der ihm zu teil geworden, bringt ihm weder Freude noch Linderung. Er fühlt, daß er sein Gedicht „Die Sonate des Leidens“ (hieraus der Titel des Werkes) aus rein egoistischem Triebe, weil selbst gelitten, verfaßt habe, und es leuchtet ihm ein,

daß der Ruhm nur dann ein wahrer Trost und besänftigendes Heilmittel für ihn sein könnte, wenn er ihn aus Trieb nach Liebe zur Gemeinschaft oder zur ganzen Menschheit verdienen würde. Und eben diese Liebe wird ihm zum Dogma; er beginnt daher ein neues Leben, voller Hoffnung, daß aus dem Fruchtkeim ihm ein mächtiger Baum von Pflichten, somit auch die Notwendigkeit zum Sein emporblühen wird.

„Die Sonate des Leidens“ ist das einzige, gewissermaßen tendenziöse Werk Dabrowskis; der Autor bemühte sich darin Leuten, die kein Dogma besitzen, ein solches zu zeigen. Es ist eine Arbeit, die richtig verstanden und empfunden, trotz ihrer Mängel, ziemlich hoch geschätzt werden muß.

Diese Arbeit, wie auch „Felska“ sind Werke, die dazu beigetragen haben, Dabrowskis schriftstellerischen Ruf zu befestigen und das ihnen von der polnischen Kritik gespendete Lob zu verdienen. Außerdem soll bald eine Novelle „Die alte Mutter“ erscheinen und endlich noch ein umfangreiches Werk, dessen Inhalt und Titel aber mir bis jetzt noch unbekannt ist.

Durch seine Studie „Der Tod“, die zuerst in der bekannten und vornehmen Monatschrift „Biblioteka Warszawska“ (Warschauer Bibliothek) veröffentlicht und bald darauf ins Französische und Russische übertragen wurde, (demnächst soll noch die norwegische Uebersetzung erscheinen) hat Dabrowski ein ungewöhnliches Talent bewiesen und die Aufmerksamkeit der gesamten Presse wie auch die des Publikums auf sich gelenkt. Die angesehensten polnischen Kritiker haben sich über die Studie in lobenswertester Weise ausgesprochen,

indem sie den Autor ganz treffend einen „weißen Raben“ nannten. Des Verfassers erste Arbeit deutete schon darauf hin, daß wir es mit einem tieffinnigen, eigenartigen Talent zu thun haben und von ihm noch Hervorragendes erwarten müssen, was sich auch durch seine inzwischen erschienenen anderen Werke vollends bestätigte. Dabrowski behandelt mit besonderer Vorliebe das Thema des Todes und zwar mit einer Meisterschaft, die ihresgleichen sucht. In der Novelle „Eine Thräne“ werden die Seelenkämpfe eines jungen, erst kurze Zeit verheirateten Ehemannes beschrieben, dessen Frau infolge einer Erkältung an Diphtherie erkrankt und bald darauf aus dem Leben scheiden muß. Der Gatte, der fast ausschließlich für sie existierte und alles Glück in ihr sah, wird von diesem Schlage so niedergeschmettert, daß er sogar den Gedanken faßt, ihr nachzufolgen, allein die Rücksicht auf seine ihm sehr zugethane Mutter hält ihn von der Ausführung des Planes zurück, da er am Schlusse seines vermeintlichen letzten Abschiedes von ihr einsieht, daß er es nicht übers Herz bringen könne, die alte Frau so ganz allein auf Erden zurückzulassen. Er beschließt daher, noch auf sie zu warten, um dann gemeinsam mit ihr den Weg zu seinem Weibe anzutreten. Die Novelle ist stellenweise vielleicht etwas zu süßlich und sentimental, aber man vermißt auch hier nicht die gewohnte Beobachtungsgabe des Autors; die Abschnitte, in denen er von seinen Eindrücken vor und nach der Hochzeit spricht, die Beschreibung des Besuches der Braut in seinem Maler-Atelier, dann des ersten ehelichen Mittagbrots u. s. f. lassen einen guten Kenner echt weiblichen Gemütes durchblicken.

Die Novelle „Die alte Mutter“ enthält eine objektive Darstellung des Todes einer 80 jährigen Frau. Ihr Sohn liebt, ehrt und achtet sie natürlich wie eine Mutter, dennoch sieht man, daß dieser Tod nichts Außergewöhnliches für ihn ist. Er selbst fühlt, daß er sich mehr grämen müßte, als er es in Wirklichkeit thut. Den Tod seiner Mutter betrachtet er einfach als ein Naturgesetz, beispielsweise wie dasjenige, nach welchem die reifen Früchte vom Baum fallen müssen oder nach welchem das Küchlein gleichgiltig seine Glucke verläßt. Daneben ein Hauch von Melancholie, infolge solcher Gesetze hervorgerufen und eine, wenngleich nicht völlige Vergegenwärtigung, daß es doch die Mutter ist.

Ungleich bedeutender als die von mir skizzierten Novellen ist Dabrowskis erste Arbeit „Der Tod“ auf die ich nur noch kurz eingehen möchte, zumal ich hier die ausführliche Kritik eines bedeutenden Vitteraten wiedergeben werde.

Das Werk ist in Tagebuchform geschrieben und enthält Erwägungen, die Rudnicki zwei Monate lang zu Papier bringt, ohne sich jedoch im voraus irgend welches Schema vorgeschrieben zu haben; daher finden wir abwechselnd: Eindrücke aus der Gegenwart, Erinnerungen an die Vergangenheit oder endlich optimistische Hoffnungen auf die Zukunft — bis zum Moment, in dem der Kranke erfährt, daß die vermeintliche Erkältung — Schwindsucht sei, und er nur noch kurze Zeit leben könne. Da werden seine Gedanken auf neue Bahnen gelenkt und sämtliche Kapitel bieten fortan eine einzige Situation. Es ist das: der Kampf des jungen Geistes und Organismus mit dem Tode, ein Kampf, der mit bewußter Hoffnungslosigkeit geführt wird. Ihren Höhe-

punkt erlangt die Studie im Augenblick, in dem Rudnicki durch List sein Todesurtheil aus dem Munde Lopackis vernimmt. Der bis dahin leichte, stellenweise ironisch-sarkastische aber doch ergreifende Ton des Werkes geht nun in ernste Erwägungen über, die der echten, stark dramatischen Färbung nicht ermangeln, und so sehr sie uns an sich traurig stimmen mögen — wir lesen doch das ganze Buch vom ersten bis zum letzten Satz mit stets wachsendem Interesse.

Hieraus ist ersichtlich, daß Dabrowskis Talent ihn nicht einen Augenblick im Stiche ließ, selbst da nicht, wo es galt, die subtilsten Einzelheiten wiederzugeben. Von Anfang bis zu Ende läßt die Studie eine große Fähigkeit zu scharfsinniger Beobachtung und Analyse erkennen. Gleich in einem der ersten Kapitel, in dem uns der Verfasser beschreibt, wie er seinen Glauben verloren habe, offenbaren sich Reflexionen eines Psychologen, dem auf intuitivem Wege eine Menge packender Momente zugänglich geworden ist. Wie trefflich ist z. B. der Kontrast zwischen der naiven, ewig zufriedenen Sophie und der ernstesten, sich und andere beherrschenden Amelka oder die Gegenüberstellung von zwei so verschieden angelegten und doch in der Praxis sich so vorzüglich ergänzenden Charakteren wie Stasch und Rudnicki ausgeführt! Das Werk bietet so viel Schönheiten, daß man sich wirklich versucht fühlt, die einzelnen Abschnitte wörtlich wiederzugeben. Das ist aber hier gar nicht nötig; der Leser hat das ganze Buch vor sich und so mag es auch ihm überlassen sein, sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden. Ich möchte bemerken, daß es überhaupt nicht in meiner Absicht liegt, an Dabrowskis Arbeit Kritik zu üben, ich will nur auf die Fein-

heiten desselben aufmerksam machen, und somit das noch hier anzuführende Urtheil eines Fachmannes ergänzen. Wenn man bedenkt das „Der Tod“ der Feder eines kaum 23 jährigen Autors entstammt, so wird man nicht wenig staunen über die Fülle des Materials, über welches er verfügt. Und trotzdem er weder Arzt ist noch selbst an der Schwindsucht leidet, hat er es nichtsdestoweniger verstanden, alle Symptome wie auch den ganzen Verlauf einer die Menschheit am meisten plagenden Krankheit mit all ihrer Grausamkeit so naturgetreu zu beschreiben, daß man nach einmaligem Durchlesen der Studie sich veranlaßt sieht, dieselbe von neuem zur Hand zu nehmen. So etwas konnte uns nur ein Meister bieten; und einen Meister haben wir thatsächlich vor uns, der sehr gründliche Vorstudien hat machen müssen, um uns die so tiefsinnigen Seelenanalysen in derart realer und fesselnder Weise vermitteln zu können.

Dabrowskis Arbeit wird am besten für sich selbst sprechen; wenn ich hier dennoch eine ausführliche Kritik folgen lasse, so geschieht das einmal, weil sich ihr Verfasser Bronislaw Chrzanowski*) darin über die neue „Richtung“ ausgesprochen hat und dann auch, weil ich seinem Urtheil großen Wert beilege. Seine Kritik ist keinesfalls die günstigste, die über „Den Tod“ veröffentlicht wurde, nichtsdestoweniger fand ich

*) Chrzanowski gehörte ebenfalls zu den eigenartigen Talenten; auch an ihm bewahrheitete sich der traurige Satz, daß echte Künstler oft wie gewöhnliche Arbeiter leiden müssen und gezwungen werden, um des lieben Brotes willen, ihr Talent selbst abzuschlachten, die dasselbe nicht frei entwickeln können, weil sie eben nicht frei von den täglichen Sorgen und Kümernissen sind. Chrzanowski versprach viel

es für angebracht, sie hier vorzuführen, weil sie eine sachgemäße Behandlung des Werkes verrät. In zwei Nummern (Januar 1893) der angesehenen, polnischen liberal-litterarischen Wochenschrift „Prawda“ (Wahrheit) erschien über Dabrowski sein Aufsatz, dessen Wortlaut ich hier wiedergebe:

Welch seltene Erscheinung bot sich unseren Augen dar! Am Horizonte der Litteratur flammte plötzlich ein neuer Stern empor. Ein ganz unbekannter Verfasser und sein Werk wurden ein Gegenstand der Beachtung und Aufmerksamkeit; es rief lebhaftes Besprechen hervor und erweckte stürmische Begeisterung. Nicht jeder würde im stande sein, so etwas zu leisten. Ignaz Dabrowski besitzt ein ungewöhnliches Talent. Sein „Tod“ ist ein Erzeugnis wirklicher Begabung und von bedeutendem Wert. Man empfindet zuweilen noch eine jugendliche Feder, aber sie birgt die Seele eines trefflichen Kenners des psychischen Mechanismus. In der Darstellung der tief durchdachten und wogenden Offenbarungen der zerrütteten und veränderlichen Handlungsweise eines Schwindsüchtigen fühlen wir die Hand des Künstlers. Das ganze Werk ist sehr subjektiv aufgefaßt; Inhalt und Grenze der berührten Einwände sind mit dem jüngsten Stamme der gegenwärtigen Epoche organisch eng verbunden. Aus diesem Grunde darf man ihm keine unumschränkte An-

mehr zu leisten, als er bei seiner kurzen Lebensdauer hat leisten können, zumal ihm das Leben nichts als Elend, Hunger, Enttäuschung und Krankheit brachte. Ein schreckliches Leiden, das seine Gesundheit allmählich unterminierte, bereitete dem so schaffensfreudigen Manne ein jähes Ende. Er starb vor anderthalb Jahren im Hospital an der Rückenmarkschwindsucht, kaum 27 Jahre alt. Anm. d. Uebers.

erkenntnis prophezeien; er kann nicht die Erwägungen der Allgemeinheit vertreten, da sie bei ihm wenig Abglanz für ihre eigenen Zweifel und Forschungen finden wird. Einen jungen Menschen wird es schwer, sich von der Sehweite seiner eigenen Gedanken loszumachen, den Schleier der ihn unaufhörlich und lebhaft umspinnenden Gefühle und Verlangen zu durchreißen, sich in die Sphäre der leidenschaftlosen Betrachtungen des großen Menschenhaufens, der sich zu seinen Füßen knäult, zu versetzen und aus seinem Begehren und Bestreben Kränze der objektiven Kunstsinigkeit zu winden. Das allein kann wenigstens teilweise den subjektiven Standpunkt des Verfassers erklären. Ueber den Tod, über diese Flechte zahlreicher geistiger Offenbarungen, haben tiefdenkende Dichter viel und ausführlich geschrieben. Unseren Lesern können wir beispielsweise Emile Zolas „Wie stirbt man in Frankreich?“ und Leo Tolstois „Der Tod Iwan Blitschs“ anführen.

Dabrowskis Arbeit wird den Vergleich aushalten und ist keine aufdringliche Intrusion inmitten dieser ehrwürdigen Liste. Es ist zweifelsohne schwer, die alltäglichen Durchschnitts-Naturen zu ergründen, ihren Gedankengang, ihre wechselnden Gefühle zu beobachten; noch schwerer, das Hervorbrechen ihres zügellosen Wesens darzustellen und zu beweisen, welchen Einfluß ihre Gefühle mit ihrer Gährung und ungewöhnlichen Anspannung auf die täglichen Handlungen ausüben.

Aber jeden Verfasser soll man in dem Rahmen seines Werkes beurteilen. Dabrowskis Subjektivismus geht nicht nur aus der erwähnten Quelle hervor, er erstrahlt nicht nur aus dem persönlichen, sondern auch aus dem allgemeinen

Mittelpunkte. Er legt Zeugnis ab von dem Entstehen, oder vielmehr von der Macht und Abgeschlossenheit der jungen Intelligenz, die sich gewaltsam von ihren früheren Typen befreite, die verfeinert und sowohl in Empfindungen als auch in Gedanken vertieft worden ist, zugleich aber eine Anzahl von Andersdenkenden der gleichzeitigen Zivilisations-epoche erzeugt, die von der Decadence umdüstert sind. Dieser Bruchteil ist schon jetzt ziemlich zahlreich vertreten; übermäßige psychische Empfindsamkeit ist sein Haupt-Merkmal. Er hegt edle Bestrebungen, erwärmt sich für alle Zeitfragen und sucht so viel wie möglich die Rätsel des Daseins zu ergründen; er hat eine eklektische Neigung zur Verbrüderung mit den verschiedenartigsten Bestrebungen, fühlt jedoch und versteht, obgleich nicht sehr selbstbewußt, die ganze Bedeutung des gleichzeitigen Durchbruchsmomentes, ist sogar bemüht, sich die Notwendigkeit gewisser gemeinschaftlicher Dogmen einzureden. Sowohl, Dogmen; denn es wird ihm schwer, eine allseitige und methodische Kritik in Hinsicht auf die sich kaleidoskopisch verändernden, oftmals unfaßbaren Erscheinungen zu Wege zu bringen.

Die Beweise der Mutmaßungen und Ansichten sind hier am häufigsten Empfindungsmotive, unklare Vorstellungen, welche auf dem Grunde des ungleich schwerer wiegenden Temperaments üppig aufgeschossen sind.

Die Kategorie dieser Menschen verschafft viele selbstbewußte oder auch kenntnislose Verehrer und Gönner dem Kultus der Geistesaristokratie, des Dilettantismus, Renanismus und hohen Individualismus. Ihre Jugend ist nicht immer „bedeutungsvoll und düster“; auch treten bei ihr

Erscheinungen des fruchtlosen Ringens zu Tage, ein zielloses Grübeln in eigenen Gefühlen und Ahnungen, sowie ein Einsperren im engen, allerdings in künstlerischer Weise bearbeiteten Käfig persönlicher Erwägungen.

Das ist der allgemeine Stammbaum „Des Todes“. Obige Bemerkungen lassen einen Einfluß Sientiewiczs — hauptsächlich seines Werkes: „Ohne Dogma“ — auf Dabrowski erkennen. Der Held seines Stückes ist ebenfalls „ohne Dogma“. Nur: Ploszowski*) — ist der Sprößling eines verfaulten, aristokratischen Stammes —, Rudnicki jedoch erwuchs auf beweglichem Fundament, welches fortwährend in den verschiedenen Strömungen unserer Intelligenz Schiffbruch litt. Er besitzt daher alle Kennzeichen jener Klasse von Menschen, welche die Anarchie der Weltordnung am meisten empfindet, aber nicht selbst eingreifen kann; sie fühlt verhältnismäßig das größte Bedürfnis, sich alle Erscheinungen zu erklären, zeichnet sich aber durch hohe psychische Reizbarkeit aus. Ploszowski wiederholt gleichsam mit greisenhafter Ohnmacht, daß wir nichts wissen, daß die Wissenschaft eine Kette unlösbarer Rätsel sei, Rudnicki jedoch und mit ihm diejenigen, deren Vertreter er ist, stellt hastig und planlos eine Menge von Fragen, ohne gehörig zu bedenken, daß zwischen ihnen irgend eine Hierarchie der Auflösung vorhanden sein muß.

Sehr interessant ist natürlich die Stimmung eines

*) Held des Romans „Ohne Dogma“. Angebracht ist wohl die Bemerkung, daß das geradezu epochemachende Werk des genialen polnischen Meisters seinerzeit ins Deutsche übersetzt worden und in „Aus fremden Zungen“ erschienen ist. Anm. d. Uebers.

Schwindsüchtigen, der seines Zustandes und des unbedingten Resultats desselben — des Todes — gewahr wird. Dann geraten die Gedanken auf Abwege; die erzwungene Unthätigkeit verdoppelt die Empfindsamkeit der Nerven und hat die Entdeckung vieler bis jetzt nicht vorhanden gewesener oder eher vielleicht unterdrückter Seiten der Seele zur Folge. Sehr treffend sagt der Verfasser, daß jeder Mensch in die Gedanken vom Tode den ganzen Vorrat seines Wissens und Verstandes legt, daß es so viel Todesarten giebt als wir Begriffe vom Tode haben. Er ist entsetzlich, denn er stößt uns plötzlich und unerwartet aus der Schar der Lebenden heraus, durchschneidet brutal das Band, welches uns mit allen Bestrebungen und Gefühlen der Welt vereint, und vernichtet gewaltsam die vorausgesetzte Möglichkeit des Glücks. Er ruft uns ab, ehe wir alles verrichten, ehe wir die großen Pläne, die wir entworfen, ausführen konnten, ehe wir Zeit fanden, unsere Rechnung mit dem Leben abzuschließen; wie ein blinder Zufall, der uns ins Nichts herabschleudert, den wir aber als Naturgesetz anerkennen müssen.

Mit tiefem Gefühl schildert der Verfasser die dem Tode vorhergehenden Erwägungen seines Helden, vor dessen Augen sich ein gewisser grauer Vorhang dehnt, von welchem er nicht weiß, was er verhüllt und ob er überhaupt etwas verbirgt: „Ich soll jedoch vielleicht schon in wenigen Tagen hinter ihn treten mit der einzigen Gewißheit, daß es keine Rückkehr giebt“.

In solch einem Zustande plagt und quält sich der Mensch, vermag aber nichts zu thun, obgleich er alles sieht. Dann wechseln zwei Stimmungen in ihm ab: der Wille zu gewalt-

jamem, höchst gespanntem Ausnützen der Lebensreste und das Begehren, sich von der Welt loszusagen und sie so schnell wie möglich zu vergessen. Dieser Prozeß des Absterbens tritt mit traurigem Gefolge auf; der Gedanke umgiebt sich vorzeitig mit Ruhe und Stille des Grabes.

Der Held „des Todes“ befindet sich in Verhältnissen, welche das Empfinden und die Darstellung dieses Prozesses begünstigen. Mit Recht kann er von sich sagen: „Ich gehe Schritt für Schritt meiner Krankheit nach, hüte, bespioniere, kritisiere sie und bemühe mich, zu erraten, was mich morgen, übermorgen, überhaupt bis zum Ende erwartet“. Die Körperschwäche verschärft in ihm das Empfinden der Nerven außerordentlich und verfeinert sein Gemüt.

Dabrowski führt uns einen Studenten aus schwindfüchtiger Familie vor, den er freigiebig mit reichem Vorrat an Kunstsinigkeit ausstattet; Rudnicki besitzt keine festen, begründeten Ueberzeugungen.

Er ist die verkörperte Zwischenzeit, ein Mensch, der, wie er selbst meint, sich in einer Periode der Umgestaltung befindet. Unglücklicherweise ist dieser Zustand ein zu dauernder; er vermag in keinem „Käfig der Ueberzeugungen“ lange zu bleiben, kann höchstens seinen Observationsstandpunkt erweitern — kurz, er ist Decadent der besten Gattung. Mit Recht können wir annehmen, daß aus der jüngeren literarischen Schicht unverzüglich neue Produkte dieser Art entstehen werden, die nur nicht in derart harter, sondern in weicher oder elegischer Tonart geschrieben und von Egotheismus durchsickert sind.

Rudnicki hat unerhörtes Wohlgefallen an allen Sub-

tilitäten und Analysen der Denkart. Diese Eigenschaft gab ihm keinen Stützpunkt im Leben, erzeugte im Gegentheil eine unaufhörliche geistige Verarbeitung und innerliche Erregung, was ihn fast zu einem moralischen Bankrottierer machte. Erfaltet legte er sich ins Bett und brauchte lange Zeit, um sich zu überzeugen, daß er die Schwindsucht habe. Seine Schwester Sophie, ein naives liebenswürdiges Mädchen, und Stasch, sein Freund, wurden ebenfalls nicht gleich klar darüber. Erst während des schrecklichen Hustenansfalls, als sich ihnen der Verzweiflungsschrei: „Er stirbt!“ entrang, fiel die Möglichkeit seines Todes wie ein Donner auf alle herab und fachte die Gedanken des Kranken über denselben an. Zuerst waren dieselben nicht schreckhafter Natur: „Ein Vorhang, der mir die Sehkraft hinderte, mußte jeden Augenblick, jede Sekunde, sinken . . . und siehe — alles würde dann gut sein, alles sich aufklären, es würde eine Harmonie beginnen . . . etwas Ungewöhnliches . . . Ungekanntes . . . das Ende“

Es erfaßte ihn eine Nüßrung, daß er weinte und schluchzte wie ein kleines Kind, dem man Schaden zugefügt hat. — Später hing der Tod mit seiner ganzen Grausamkeit über ihm; er trieb ihm den Schlaf von den Augenlidern und war sein Alp und seine stete Qual; die Krankheit verschärfte alle Sinne und verfeinerte die Nerven. In seinem Kummer strebt er nach irgend einem schmerzhaften Trost. „Der Tod“ — sagt er — „hat gleich einer Medaille zwei Seiten. Die eine — ist der Verlust des Lebens, dieser einzigen Gelegenheit zur Existenz und zum Genießen; die zweite — der Tod selbst mit all seiner trüben Heimlichkeit.

Wir bedauern den Verlust des Lebens nicht des Lebens wegen, sondern weil wir es nicht gut anzuwenden und auszunutzen verstanden“. So erkärt sich die Neue über das verschwendete Leben, die Neue über die verlorene Möglichkeit, das Glück zu besitzen, die Neue über jede ungenutzte, nimmer wiederkehrende Stunde „Ich bin machtlos angesichts des Schlages, denn ich finde kein Gegengewicht in meiner Seele“.

Die Welt ist für ihn — ein Chaos durcheinanderge-
wirrter Erscheinungen ohne harmonischen Zusammenhang. Bei solchen Leuten eilt alles in dieser Richtung, so daß sie „Skaven des Todes“ werden. Wenn wir uns das geistige Interregnum Rudnickis seinen lähmenden Skeptizismus vergegenwärtigen, dann werden wir den ganzen Verlauf seiner Seelenkämpfe, die veränderlichen Phasen seiner Stimmung begreifen können. „Die Sterbenden“ — sagt er — „sind eben besondere Leute. An sie darf man nicht die Anforderung der allgemeinen Gesetze der Logik und des Lebens stellen. Sie sind wie Menschen anderer Planeten, die mit ganz verschiedenen Sinnes- und Geisteskräften begabt sind. Einerseits gefühllos, dann aber auch krankhaft empfindlich, betrachten sie die ganze sie umgebende Welt mit anderen Augen und verstehen sie auf ihre Weise“. Er weiß, daß er sterben wird, wie andere gestorben — aber er erkennt auch den ganzen Unterschied. „Jene“ — sagt er — „führte man mit verbundenen Augen zur Schlachtbank, ich dagegen gehe allein dorthin, indem ich alle meine Schritte zähle und mich unterwegs orientiere“. Selten erlangt er die Energie der Resignation; es reizt ihn die Unnatürlichkeit, die in seinem

Verhältnis zu den Nächsten eingetreten. „Ihre Schreckensmienen und die Bestürzung, die sie mir bei jedem Schritte zeigten, waren mir am unerträglichsten“. Manchmal verlangte er den ganzen „Cynismus der Wahrheit“, jedoch schmerzte ihn schon der leiseste Schein derselben. Er empfand drückenden Schmerz infolge der Last, die er seiner Umgebung bereitete „Jeder meiner Lebetage ist ein Diebstahl eines Theils ihrer Freiheit, das heißt ein Raub an ihrem eigenem Leben Der Tod ist vor allem eine bössartige Furie, welche die Herzen verhärtet und die Gehirne vergiftet. Er ist keine rührende, das Herz bewegende Szene wie das Ende der Dramen eines Dumas; er ist ein gräßlicher Zerfetzungsprozeß des Geistes und Körpers Zu Grunde gehen irgendwo im Sturm der Elemente, in den Lebens-Kataklysmen, inmitten von Kampf und Sieg — damit bin ich einverstanden, aber so mit dem Tode ringen zu müssen, so elend und grundlos in den vier Wänden — das ist schon nicht mehr schrecklich, das ist grauenhaft . . . Der Tod beraubt uns des Herzens und des Verstandes, zerstört alle edlen Triebe unseres Innern und läßt nur Bodensatz und Abschaum in der Seele zurück, damit wir noch etwas zum Leben haben — für den Rest unserer Tage“.

Erst dann können wir den Verlauf des fatalen Dramas, dessen Held Rudnicki ist, recht begreifen, wenn wir die Charaktere seines Freundes Stasch und seiner beiden Schwestern ins Auge fassen. Die ältere, Amelka, kann erst zuletzt an das Krankenbett des geliebten Bruders eilen; Sophie, die jüngere, liebt in naiver und herzlicher Weise ihren Stasch, den der Verfasser als charaktervoll, thätig und willenskräftig

schilbert; er sucht großen Einfluß auf andere auszuüben, mildert aber durch eine gewisse Neigung zur Träumerei die Rücksichtslosigkeit seines Temperaments.

Rudnicki beschaut ihn durchs Prisma seiner Decadence und geistigen Aristokratie; man muß bedenken, daß er zur Kategorie der „ermüdeten Seelen“ gehört und in der Periode des „Noch-Entstehens“ begriffen ist. Ein solcher Mensch kann eben keine selbständige Natur verstehen, die thätig und rücksichtslos ihren Idealen ergeben ist, sondern muß sie unbedingt zur Allgemeinheit herabziehen und ihren geistigen Horizont erniedrigen.

Sehr richtig ist die Thätigkeit Amelkas, ihr festes, harmonisches und besänftigendes Wesen dargestellt. „Es ist gut“ — läßt sich Rudnicki vertrauensvoll hören — „wenns schwer wird, mit eigenen Gedanken in Ordnung zu kommen, sich jemandem blind anzuvertrauen, ihn zu seinem Gewissen zu machen, und seinem Befehle nachzugehen!“ . . . Gleich bei Amelkas Ankunft fühlt er sich aufs Wohlthuendste berührt durch die von ihr ausgehende Liebeswärme.

Sophie stellt der Verfasser als ein rührendes, gefühlvolles und empfindsames Mädchen dar, welches jedoch eine gewisse Flatterhaftigkeit personifiziert. In der Litteratur haben die Frauen überhaupt kein Glück. Fast jeder Romanschriftsteller fühlt einen Antrieb in sich zur Verherrlichung des „ewig Weiblichen“, dessen Charakter aber Kindlichkeit und Einfalt ist.

Wir wiederholen, daß Dabrowski ein enormes Talent bewiesen hat. Beim Lesen seiner Arbeit haben wir das Gefühl,

als hätten wir einen Fach-Litteraten vor uns, der sich bemüht, den Tod irgend jemandes als interessantes, romanhaftes Material auszunutzen. Doch empfinden wir zuviel Verstandes-schwung, zu wenig unmittelbare Eindrücke. Ein sterbender, mit klarem Geist begabter Mensch wird sich entweder überzeugen, daß das Leben ein vergängliches Traumbild, eine leere Täuschung ist, oder es wird in ihm eine gewaltsame und wahnsinnige Lebensgier entstehen. Er betrachtet die Lebenden mit Verachtung und Haß; es scheint ihm, daß sie den ganzen Wert des Lebens nicht gehörig erkennen und die Schätze, welche es ihnen bietet, achtlos und leichtsinnig verschwenden. Dann blickt man mit geringschätzigem Unwillen auf diejenigen Menschen, welche in den alltäglichen Nichtigkeiten versinken und nicht energisch bestrebt sind, den verschiedenartigen und vielseitigen Lebensinhalt zu beherrschen.

Vorzüglich und tiefsinnig wurden die psychischen Zustände des verlöschenden Schwindsüchtigen, eines begabten und geistig bedeutenden Jünglings im „Idiot“*) von Dostojewski beleuchtet. Mit Eifer und trostlosem Verlangen erforschte derselbe alle Kleinigkeiten des ihn umgebenden Lebens; alles interessierte, alles beunruhigte ihn und machte ihn neugierig. Es rief in ihm eine gewisse ekstatische Neigung zu den Menschen, zur Verbrüderung und zum Zusammengehen mit denselben hervor. „Ich träumte“, sagt er, „daß alle ihre Arme öffnen und mich sanft ans Herz drücken, daß sie meine und ich ihre Vergebung erbitten werden“. — Wie schmerzlich war für ihn der Anblick der ewig Bekümmerten und durch tägliche Sorgen und geringe Erfolge Niedergeschlagenen!

*) Deutsch von M. v. Borch. S. Fischers Verlag.

„Da die Menschen leben“, sagt er, „befindet sich auch alles in ihrem Besitz; ihre Gewalt ist grenzenlos, alles können sie erzielen, sie können sogar Rothschilds werden“.

In den letzten Lebensmomenten kann sich die Stimmung zur höchsten und wohlklingendsten Harmonie gestalten; gegen teure und geliebte Personen kann sie einen lyrisch-betenden Ton annehmen. Die menschliche Natur ist überhaupt sehr kompliziert und unterliegt den verschiedensten Vorkommnissen, von denen das geistige Durchleben des letzten Aktes des Lebensdramas abhängig ist. Es wird unmöglich, alle diese Offenbarungen in ein geschlossenes Ganzes zu fassen. Als Einzelwesen kann Rudnicki glaubwürdig sein; er ist aber nicht als allgemeiner Typus zu betrachten. Die Kategorie der Analytiker ist nicht zahlreich, und auch sie vermögen nicht, am Vortage des Todes ihre Funktionen mit solchem Fassungsvermögen auszuüben.

Trotzdem bildet „der Tod“ einen Glanzpunkt der gegenwärtigen polnischen Litteratur.

Soweit Chrzanowski. Wenn man sich auch nicht in allen Punkten seinen Ausführungen anschließen möchte — ich kann beispielsweise nirgends die „jugendliche Feder“ Dabrowskis empfinden — zugeben muß man doch, daß sich die Kritik durch ein ästhetisch geschultes Urteil und ein psychologisches Verständnis auszeichnet.

Was endlich meine Uebersetzung betrifft, so war ich bemüht, nicht allein Dabrowskis Gedanken, sondern womöglich auch dessen Worte wiederzugeben. Inwieweit mir diese Aufgabe gelungen ist, das wird sich zeigen, ich hoffe aber

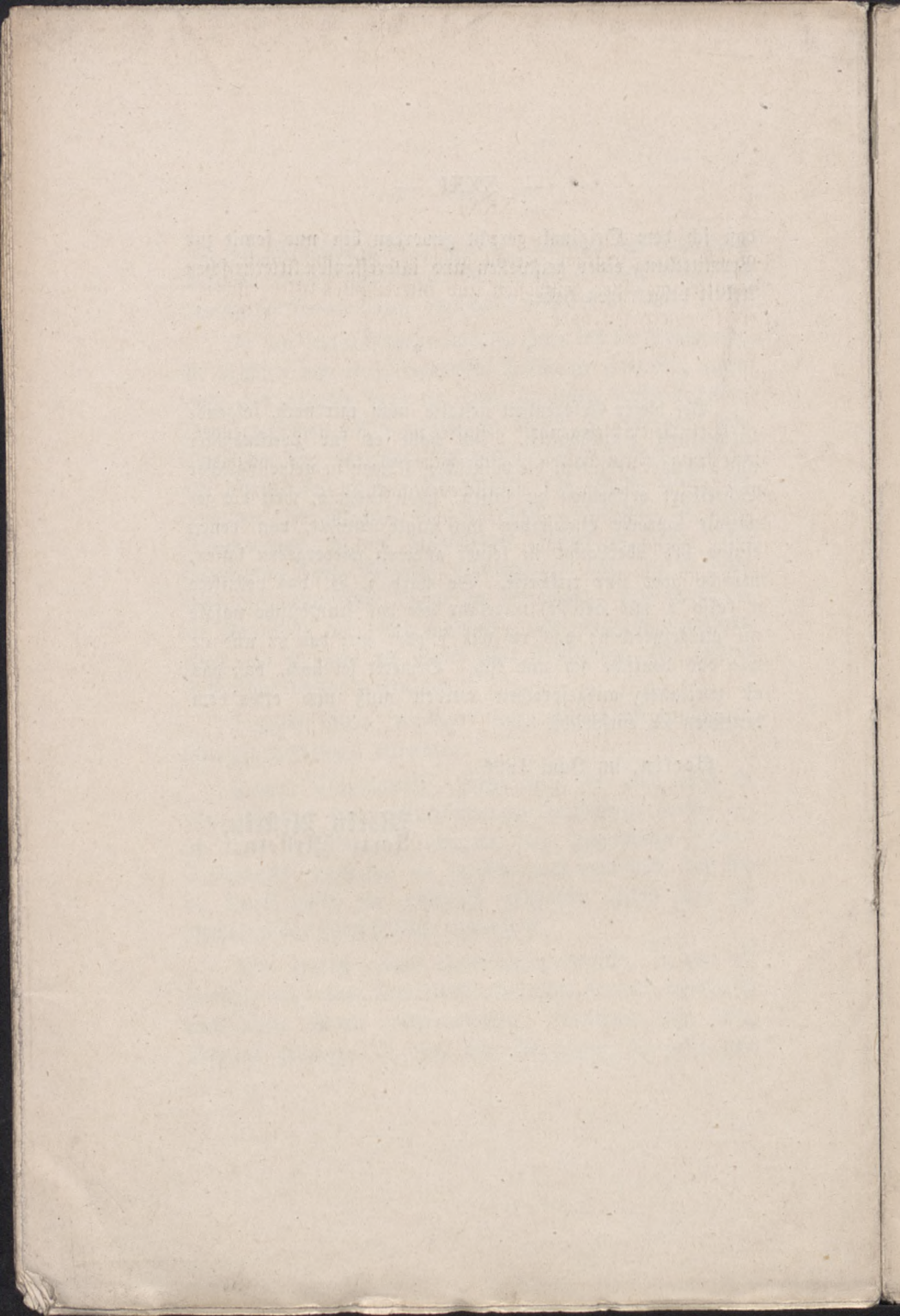
daß ich dem Original gerecht geworden bin und somit zur Vermittelung einer geistvollen und interessanten litterarischen Arbeit beigetragen habe.

* * *

Bei dieser Gelegenheit gestatte man mir noch, folgende Bemerkung einzuschalten. Ich habe es für zweckmäßiger und richtiger gehalten, die polnischen Namen in ursprünglicher Schreibart erscheinen zu lassen, schon deshalb, weil die genannte Sprache Buchstaben und Laute enthält, von denen einige sich überhaupt in keiner anderen wiedergeben lassen, manche aber nur teilweise. So wird z. B. das polnische *a* (also *a* mit Cedille) ungefähr wie das französische nasale *on* ausgesprochen; das *rz* wie *j* oder *ge*; das *sz* und *cz* wie das deutsche *sch* und *tsh*. Bemerket sei noch, daß das *ck* zweilautig ausgesprochen werden muß und etwa dem deutschen *zk* entspricht.

Berlin, im Juni 1896.

Max Urstein.





Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde, und sollst zu Erde werden.

Genesis. III. 19.

25. Februar.

Weiß der Henker, was für ein Teufel mir da in die Brust gekrochen sein mag; es dreht, bohrt, sticht und zwick, daß man nicht einmal ordentlich atmen kann. Und wie ist das Uebel entstanden? Eine dumme Erkältung dürftest doch eigentlich dem Menschen nicht solch Unbehagen bereiten. Und mir ist, als hätten sich wirklich alle Teufel ein Picknick in meinen Lungen gegeben. Ich huste, speie nach allen Seiten hin, schleudere mit diesem Husten fast die ganze Lunge aus der Brust heraus, und doch kann ich keinen dieser Dämonen in seine Hölle zurückschicken. Mir reißt nachgerade schon die Geduld. Ja, wäre es noch eine ernstere Krankheit, so z. B. die Pest, die Cholera oder gar die Schwindsucht, dann würde es sich wenigstens lohnen, sich mit so einem Ungeheuer ein bißchen herumzubalgen —

am Ende ihm gar zu erliegen — eine wichtige Sache! . . .
Varifari! . . .

Glücklicherweise fühle ich, daß es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit ist — nichts weiter. Die Influenza, oder was sonst zum Henker?!

Denn, daß Stasch übertreibt, ist mehr als gewiß. Bis heute kann ich es ihm nicht verzeihen, daß er mich damals ins Bett gepackt hat; wäre ich standhaft geblieben und hätte meine Meinung behauptet, dann wäre diese ganze Krankheit längst verschwunden. War es denn schon einmal so schlimm? Ich kehrte abends von den Unterrichtsstunden zurück, bis auf die Haut durchnäßt, mit feuchten Füßen; es drückt und sticht mich etwas in der Brust, aber am anderen Tage war ich wieder gesund wie ein Fisch und konnte von früh bis spät im Schmutz umhermarschieren. Daß ich dabei ein wenig hustete, was thut's! — es war doch nie dieser trockene Husten, der so sehr quält. Da! — ich hustete; vielleicht mehr als andere, doch das mag wohl so in meiner Natur liegen.

Zum Unglück mußte ich Stasch damals noch das Blut zeigen. Mein Gott, was für ein Gesicht er machte! Zum Malen, auf Ehrenwort, rein zum Abmalen. Die Augen waren weit aufgerissen, die Hände zitterten; er that mir wirklich recht leid, denn wir lieben einander sehr. Ich erschrak mehr über seine Bestürzung als über mein Blut. Natürlich war ich äußerst bestürzt und ließ alles mit mir machen, was er nur wollte. Da mir außerdem die närrischen Zungen teuflisch wehe thaten, wie noch nie, wurde

ich ganz mutlos. Und dann geschah etwas ganz Thörichtes: Wir begannen einander durch Liebkosungen zu rühren (der Kuckuck hole alle Zärtlichkeiten), und ohne zu wissen, weshalb und wozu, fing ich an zu weinen wie ein altes hysterisches Weib — dann über Nacht Fieber, Phantasien, Blutsturz, am Morgen der Arzt, Schröpfköpfe, Eis — mit einem Wort, ein ganz unerhörtes Ereignis. Und seit es ihnen mit Hilfe des lieben Doktorchens glückte, mich ins Bett zu packen, verlasse ich es — seit jetzt vier Wochen — fast gar nicht mehr. Sie verquacksalberten nur die Krankheit, nichts weiter; all ihre Geschichten waren keinen Heller wert. Feierlich nannte Stasch mein Leiden eine Lungenentzündung und befahl auch mir, daran wie ans Evangelium zu glauben, was mich aber nicht hinderte, mich von Anfang an darüber lustig zu machen. Der Taugenichts wollte sogar meine Cigaretten konfiszieren; ich machte ihm aber darum eine solche Szene, daß er mir einen halben Tag lang zürnte.

Schließlich — was geht's mich an? Ich weiß, daß es nur eine Farce ist, und daß sie um meine Gesundheit ein wenig bekümmert sind, wird ihnen wohl nichts schaden. Ohne jeden Grund haben sie mich zum alten Weibe gemacht, aber auch das wäre nicht weiter schlimm. Ich möchte nur wissen, was aus meinen Unterrichtsstunden werden wird. Glend sind sie, das steht fest, doch da ich keine anderen bekomme, muß ich auch mit diesen zufrieden sein. Sie verschafften mir wenigstens ein kärgliches Auskommen, auch die Kollegiangelder konnte ich bezahlen; was aber soll nun werden?

Sie wissen immer nur eins zu wiederholen: „Gesundheit, Gesundheit!“ — aber was wird denn diese Gesundheit essen, wenn sie an Kraft zunimmt? he? Jeden Tag lege ich Stasch diese Frage vor, er aber wiederholt nur: „Pfeif darauf“. Gut, pfeif du darauf, wenn du willst; ich verliere, wenn ich darüber nachdenke, bei Gott, jede Lust zum Pfeifen. Denn alle meine Schüler sind — pyramidale Esel; von Klasse zu Klasse werden sie durchgeschleppt, ein jedes „Genügend“ wird mit Hängen und Würgen erzielt, und ohne Nachhilfe geht's überhaupt nicht. Es ist doch nicht zu verlangen, daß meine Prinzipale meine unschätzbare Gesundheit abwarten sollen; ohnehin machte man mir stets Vorwürfe: „Herr Rudnicki, Kasimirchen hat wieder eine „Bier“ in den Extemporalien“. — „Herr Joseph, Stephanchen hat heute wieder Nachbleiben gehabt“. — „Hänschen hat eine „Fünf“ in der Algebra“. — „Michelchen hat man das Auge blutrünstig geschlagen!“ u. s. w.

Hochansehnliche Brotgeber! euren Schößkindern würde ich ja lauter „Einsen“, sogar mit dem A — mein Wort darauf — verschaffen, wenn ich es nur könnte. Weshalb auch nicht? — Es sind ja alles verkaunte Genies, eure Kasimirchen, Hänschen und Michelchen. Ich möchte sie gleich in die Prima versetzen, was hätte ich für Schaden davon? Leider bin ich aber kein Professor, und diese sind sehr anspruchsvoll! Sie nehmen keine Rücksicht darauf, daß Kasimirchen einen angeborenen Abscheu vor dem Lateinischen hat, daß Stephanchen, wenn auch selten, so doch ab und zu jemandem einen Streich zu spielen liebt, daß

Hänschen keine Gedanken mehr für die Schule hat u. s. f. — aber trotzdem sind es ja alles äußerst geniale und vor-
treffliche Würmchen.

Zum Teufel noch mal! Ich muß wohl wieder Fieber haben. Der Kopf glüht, die Augen brennen. O, was ist mit mir, was ist mit mir!

* * *

26. Februar.

Bei meiner Seele! — es ist eine recht niedliche Sache, so zum Schein ein wenig den Kranken zu spielen. Schließlich thut ja der Mensch nichts, ist (offen gestanden esse ich mich nie übermäßig satt), trinkt, könnte schlafen, d. h. wenn er kann, kümmert sich anscheinend um gar nichts — dagegen ruht er aus, ja er ruht aus für alle Zeit. So weit mein Gedächtnis reicht, habe ich noch nie solange und so unabhängige Ferien gehabt. Und doch liegt schon ein Stück Leben hinter mir. Elf Jahre vergingen auf dem Gymnasium, da es sich mit der Versetzung aus einer Klasse in die andere sehr verschieden verhielt; ich hatte ein paar Nachprüfungen, blieb etwa dreimal sitzen, aber immer gab's Arbeit, Eile, Termin! Brrr . . . wie mir das alles zuwider war! Vor allem mochte ich Latein und Griechisch nicht, ich hatte thatsächlich eine Antipathie dagegen, und habe nach und nach mit Wollust alle grammatischen Regeln dieser unliebamen Makulaturen vergessen. Jetzt studiere ich schon im dritten Jahre Jurisprudenz; im dritten Kursus giebt's am meisten zu thun, wohl eine Mandel Examina,

eins immer unerträglicher als das andere. Und wiederum Arbeit und immer Arbeit.

Schließlich handelt es sich für mich nicht um die Arbeit, denn umsonst hätte ich ja die Zeit nicht vergeudet — aber dieses Zielsetzen, dieser Zwang, dies Glend, welches mir die Arbeit verdreifacht — das entkräftet und quält mich rasend.

Ah! ich ruhe aus für alle Zeiten! Der Henker hole meinewegen die Unterrichtsstunden; an diesen Alp denke ich gegenwärtig nicht, ich werde doch wohl von irgend woher das Notdürftigste erhalten. Uebrigens sind es nur noch vier Monate bis zum Jahresluß, da werde ich mich mit wenigem behelfen können, wollte es mir bloß gelingen, die Examina zu bestehen! Für den Sommer habe ich schon eine gesicherte Kondition.

Nein, ich werde nicht zu Grunde gehen! Es ist doch für mich nichts Neues, daß, wenn mir vierzig Pfennige fürs Speisehaus fehlen, Kaffee und ein Paar Würstchen mein Mittagessen ausmachen; wenn es wenigstens immer dazu reichen wollte — ist es doch schon so oft schlimmer gewesen! — Ob wohl die nichtswürdigen Stiefel ein paar Monate noch anständig aushalten werden? Sie hatten so unverschämte Risse in Folge des Schmutzes bekommen, daß mir neulich einer, als ich einem Hunde einen Tritt geben wollte, um ein Haar vom Fuße geglitten wäre. — Vielleicht giebt Gott einen schönen trockenen Frühling, dann werde ich mich noch einigermaßen mit ihnen durchschlagen können, denn von neuen darf ich nicht einmal träumen. Woher sollte ich jetzt wohl fünf Rubel bar nehmen? —

Wenn ich mir also Lasten, wie die Sorge um Unterrichtsstunden und Stiefel vom Halse schaffe, dann bin ich bald jeden anderen Rückstand los. hm . . . fürwahr, ich könnte mich jetzt glücklich schätzen. — Es bleibt nur diese schuflige Krankheit oder vielmehr der verfluchte Brustschmerz. Wahrhaftig, für eine Farce ist das ein wenig zu viel. Stets dieses Bohren, das man kaum ertragen kann; die ganze linke Brustseite schmerzt dermaßen, daß es mir unmöglich wird, tief Atem zu holen. Natürlich hängt es mit der Lungenentzündung zusammen, und der Blutsturz soll aus einer Herzabnormität hervorgegangen sein. So sagt Starzecki; woher sollte er auch sonst kommen? Doch nicht etwa aus der Lunge . . . ich habe ja nicht die Schwindsucht. Nun, nun . . . es wäre eine schöne Geschichte mit der Schwindsucht, he . . . he . . . he . . .

Neugierig bin ich aber, wann dieser Zustand ein Ende haben wird. Ich bin schon so schwach, daß ich nur mühsam durchs Zimmer schleichen kann. In höchstens drei Wochen aber muß ich gesund sein wie ein Fisch; denn dann ist mein Namenstag, und ich will eine General-Kneiperei veranstalten, um mich wenigstens einmal im Jahre ein bißchen zu amüsieren. Möchte nur der unerträgliche Brustschmerz nachlassen, möchte er nachlassen, daß ich ein wenig zu Kräften komme, dann wird schon alles gut werden.

* * *

27. Februar.

Ohne jeden Grund geht es mir schlechter. Gestern mußte ich nolens volens den ganzen Nachmittag das Bett hüten, trotzdem ich mir das Liegen wie eine Todsünde abgeschworen habe. Wenn ich schwach werde, geschieht es natürlich nur durchs Liegen; dieser Zwang könnte dem stärksten Bauern den Kopf kosten. Die Muskeln werden ganz träge, und wenns zur Arbeit kommt, versagen sie den Dienst. Unbedingt muß ich aufstehen, wenn es mir auch schwer fallen sollte, sonst verwöhne ich mich so, daß ich vielleicht noch einen ganzen Monat länger büßen kann. Heute begann ich schon eine rationelle Kur; ich zog mich allein an (trotz Staschs komisch-verzweifelungsvoller Proteste), schleppte mich zum Tisch und schreibe nun ruhig; obgleich ich Schwindel habe und fühle, wie mir das Blut manchmal sogar die Augen verschleiert (so unruhig ist es), werde ich doch absichtlich bis zum Abend sitzen bleiben, um mich Stasch zu zeigen, wenn er von seinen Unterrichtsstunden heimkehrt. Ich will ihn ordentlich auslachen wegen seiner tragischen Ansichten über meine Krankheit.

Eben war Sophie bei mir; so sah ich mich denn gezwungen, mit Schreiben innezuhalten. Aber gut, daß sie kam, denn ich liebe ihren unerschöpflichen Humor. Wäre sie nicht meine Schwester, dann könnten wir ein gutes Ehepaar abgeben; wir würden wenigstens nie traurig sein. Woher hat sie nur diesen Humor? Aus Uebermaß an Glück gewiß nicht, denn die Ärmste arbeitet von früh bis spät, rennt in die Unterrichtsstunden, muß verdrießliche

Gefichter und Launen ertragen, und ist doch ewig lustig und zufrieden.

Auch jetzt trat sie so vergnügt bei mir ein, als ob ihr weiß Gott welche Freude widerfahren wäre. Ich höre, ich höre, und erfahre endlich, daß sich eine ihrer Schülerinnen in ungewöhnlicher Weise den Finger verletzt habe, so daß sie wenigstens eine Woche nicht wird Klavier spielen können. Da aber das Honorar nicht stundenweise, sondern monatlich bezahlt wird, so kann man ihr keinen Abzug machen, und sie wird im stande sein, mir täglich diese Stunde zu widmen. Rechtschaffenes, liebes Kind! Sie brachte mir als Geschenk das schon lange gewünschte deutsche Wörterbuch und . . . ein Paar Würstchen zum Frühstück; die Ärmste hat vergessen, daß ich strenge Diät halten muß. Sie schießt oft solche Böcke. — Die ganze Zeit hindurch ließ sie mich nicht zu Worte kommen und erzählte wie immer äußerst naiv und ohne Zusammenhang die verschiedensten Geschichten.

Stets wundere ich mich, wo dieses Mädchen bei solcher Flatterhaftigkeit, solchem Mangel an tieferer Lebensanschauung so viel Begeisterung und Verständnis für die Musik hernimmt. Denn am Klavier geht eine totale Veränderung mit ihr vor; sie spielt mit ganzer Seele, ihr ganzes Wesen geht in der Musik auf, und sie vergißt vollständig ihre Umgebung. Früher glaubte ich weder an ihr Talent, noch an den Erfolg im Konservatorium; erst die dritte Haydn'sche Symphonie und Beethovens Mondschein-Sonate überzeugten mich von ihrem Talente, und ich mußte schließlich zugeben, daß sie hervorragend begabt sei. Viele, sehr

viele berauschende Augenblicke verdanke ich ihr. Schade nur, daß dieses Talent in den Fünzigpfennig-Stunden so elend verkümmern muß; der Allgemeinheit bringt sie dadurch vielleicht einen größeren Nutzen, als hätte sie in Konzerten die Klaviere von ganz Europa zermartert — aber ein Jammer bleibt es doch, zu sehen, wie dieser Gottesfunke zum Broterwerb ausgenutzt werden muß. Sophie macht sich übrigens keine Sorge darüber. Bis jetzt habe ich an ihr noch nicht einmal einen Schein von Dünkel und dadurch hervorbrachter Unzufriedenheit mit dem Leben bemerkt. So ruhig, so ergeben nimmt sie jeden Zwang des Geschickes auf sich, als wäre er die Erfüllung ihrer eigenen Traumbilder. Sie ist noch zu sehr Kind, um sich Mühe zu geben, den Lebensfragen nachzuforschen. Ich glaube bestimmt, daß, wenn ihr jemand einredete, sie müßte auf die Ausübung der Musik verzichten, sie sich auch diesem Zwange fügen würde, wenn auch mit schwerem Herzen, so doch ohne eine Spur von Bitterkeit und Vorwurf. Nicht etwa weil die Musik keine unumgänglich notwendige Bedingung ihres Gemüthslebens wäre, — ist sie doch bis jetzt die einzige Freude ihres Daseins — sondern einfach aus dem Grunde, weil es ihr noch nie in den Sinn gekommen ist, dem Kampfe ums Dasein irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen.

Nur eines könnte das Schicksal nicht von ihr erreichen: Selbständigkeit. Diese ihre völlige Passivität und Ergebenheit in alles und alle erlaubt mir nicht, auch nur die entferntesten Voraussetzungen zu machen, was dieses Kind wohl allein anfangen würde, wenn es schutzlos sich selbst

überlassen wäre, das heißt wenn ihm niemand einflüsterte, was es thun und wie es sich helfen solle.

Oft frage ich mich, inwieweit ihr kindliches Wesen ein vorübergehender Zustand der Jugend oder angeborenes, unveräußerliches Lebenstemperament sei. Ihre achtzehn Jahre reden eher zu Gunsten der zweiten Annahme. Was wartet ihrer noch?

Mit diesem Charakter kann sie durchs Leben wie durch ein Wonneparadies schreiten, aber sie kann auch das Opfer des ersten, besten Ereignisses werden, das ihren Geist um so rücksichtsloser und brutaler erschüttern wird, je weniger sie darauf vorbereitet ist. — Möge sie stets ein liebendes Herz zur Seite haben, an dem sie ruhen kann! Das würde ihr die Kraft geben, alles zu ertragen. Ich werde sie übrigens nie verlassen. Bis jetzt bin ich für sie das Götzenbild, vor dem sie gleichsam vollständig ins Nichts versinkt. Sie liebt mich so blind, so ohne Kritik, daß ihr bisher noch nie der Gedanke gekommen ist, ich könnte mich in etwas irren. Das weiß ich, und deshalb tyrannisiere ich sie auch manchmal, ohne es zu wollen. Sie erträgt alle meine Capricen und Sonderbarkeiten geduldig, fast ergeben, als wäre mir schon a priori das Patent der Unfehlbarkeit verliehen. In allem bin ich für sie die letzte Instanz, ihr Gewissen und entscheidendes Orakel. Manchmal muß ich lachen, wenn sie mich sogar in betreff der Farbe eines zu kaufenden Kleides um Rat fragt, denn auch diese Angelegenheit könnte sie ohne mich nicht entscheiden. — Bis jetzt empfand ich etwas wie Gewissensbisse darüber, daß ich so ohne weiteres darauf eingegangen bin, meiner Sophie als

Stützpunkt im Leben zu dienen, obgleich ich wahrhaftig nie bemüht war, sie in bezug auf mich zu täuschen. Jetzt werde ich diese Skrupel schon eher los, weil ich meine Rolle als Beschützer mit Stasch teile. Dieser ist aber eine solche Antithese meines Wesens, daß da, wo bei mir ein Laster, bei ihm eine gute Eigenschaft — wo bei mir ein etwaiges Uebermaß oder ein Mangel, bei ihm umgekehrt ein Mangel oder Uebermaß ist. Hätte man aus meiner und Staschs Seele irgend ein Gemisch brauen und erst aus diesem eine neue Seele formen können, sie müßte die vollkommenste der Welt geworden sein, dünkt mich.

Manchmal denke ich darüber nach, was mich eigentlich an Stasch, oder vielmehr ihn an mich fesselt; seit sieben Jahren nämlich, da wir uns kennen und seit dreien da wir zusammen wohnen, hängen wir aneinander wie die Kletten. Im Gespräch mit ihm berühre ich diese Frage oft, er aber liebt es nicht, solche Subtilitäten zu prüfen; er nennt das einfach Thorheit. Vielleicht hat er recht, aber mich — ich weiß selbst nicht, warum — interessiert dergleichen gerade; wohl deshalb, weil ich ihm so zugethan bin und es liebe, mir über alle meine Thaten und Empfindungen Rechenschaft abzulegen. Aber hier hilft meine Analyse doch nichts.

Nie gab es wohl zwei verschiedenere Naturen als ihn und mich: Er, der personifizierte Ernst, mit Dogmen vollgestopft, ein Mensch von kolossaler Willenskraft und unerbittlicher Strenge gegen sich selbst — dabei eine von Grund aus redliche, schlichte Natur, vor allem einfach und offenerzig bis zur Naivetät. Für ihn existieren nicht Nerven, Enttäuschungen, Pessimismus, Subtilität der Gefühle und

Eindrücke. Nur bei mir läßt er das gelten, denn er betrachtet mich als Ausnahmewesen. Den ganzen Rest der Welt mißt er mit seinem Ellenbogen und möchte alles gewaltsam nach seinem Modell haben. Dies entspringt bei ihm aus der unerschütterlichen Kraft der Ueberzeugungen, mit welchen er prahlt. So unbeugsam glaubt er an die Wahrheiten, die er sich erkämpft zu haben wähnt, daß er schon das bloße Vorhandensein abweichender Meinungen stets als einen Ausfluß von Geistespathologie hinstellt, vorausgesetzt, daß er an die Ehrlichkeit der Urtheile seiner Gegner überhaupt glaubt. Anderenfalls beschuldigt er alle, daß sie aus Kastenvorurtheil und unaufrichtiger Hartnäckigkeit nur persönliche Interessen, sowie diejenigen ihrer Clique verteidigen, u. s. f. Ach, diese Kasten, diese Kasten! Wieviel habe ich nicht schon über sie gehört!

Man müßte glauben, daß ein so hartnäckiger Mangel an Nachsicht ihn gegen Leute mit anderer Ueberzeugung schroff und teilnahmslos werden ließe — und doch ist dies nicht der Fall. Er ist im Stande, seinen Gegner anzugreifen, zu unterdrücken, mit Worten zu Brei zu schlagen; laß aber nur den nämlichen Gegner sagen, er habe Leibschmerzen, so bekommt er es fertig, bis in die zehnte Straße zu laufen, um ihm Kamillenthee zu holen. Mit Worten haßt er fast die ganze Welt, stößt Verfluchungen, Drohungen, Verwünschungen über sie aus — aber in Wirklichkeit liebt er sie gewiß mehr als viele Philanthropen und Wohlthäter der Menschheit. Ich glaube sogar, daß er sie nur deshalb mit dem Munde haßt, weil er sie im Herzen liebt. Dabei schmerzt es ihn, daß diese aus tiefster Seele geliebte Mensch-

heit sein ihm einzig heilsam scheinendes Rezept zum Glückwerden nicht anerkennen will, sondern einen Weg geht, den er für falsch hält.

So ist mein Stasch!

Und ich? ich bin eigentlich noch gar nichts im Vergleich zu seinen schon fertigen und unveränderlichen Ueberzeugungen — und darum bin ich von allem ein klein wenig; sämtliche Fehler und Wahrzeichen der ganzen Welt finden in mir ihren Abglanz. Wenn auch nicht tief, so doch im Keime oder im Ueberbleibsel, stecken in mir alle jene Weltmerkmale, welche mein Stasch in so unermüdlicher Weise vernichtet. Anscheinend bin ich vorläufig noch ohne Ueberzeugungen, sowohl soziale als philosophische. Dies hindert mich aber nicht, in Streitigkeiten mit Stasch verschiedene Rollen anzunehmen und seine Gründe zu widerlegen, sei es nun vom Standpunkte des Aristokraten, Bourgeois, Radikalen, Konservativen oder auch von dem des Pantheisten oder Atheisten aus. Im Grunde genommen traue ich mir selbst nicht und würde keinen Dreier für die Echtheit meiner Behauptungen geben; doch reizt mich etwas, stets mit ihm einen erbitterten Kampf zu führen, der natürlich mit nichts endigt — denn ich höre ihn gern, wenn er mit Eifer spricht. Diese oder jene Rolle nehme ich lediglich dazu an, den Disput aufrecht zu erhalten, je nach dem Fasse, aus welchem er das Thema zapft. Natürlich weiß er, was von der Festigkeit meiner Ansichten zu halten ist, denn nach Schluß des Wortgefechtes wiederhole ich stets selbst, daß ich ihm lediglich aus Lust am Widerspruch widersprochen habe, um auch auf der Sonne einen Flecken zu finden, und

daß ich weder an seine noch an meine Worte zu glauben geneigt bin.

Dies hindert uns nicht im geringsten, am folgenden Tage einen ähnlichen Wortwechsel zu beginnen und im Eifer des Gefechts (obgleich ich mich selten hinreißen lasse), unseren eigenen Worten beinahe Glauben zu schenken. Zu gern führe ich mit ihm diese Dispute, einmal, weil mir die Enge seiner Ansichten, sowie der rücksichtslose Glaube an sich selbst unerträglich werden, weshalb ich bemüht bin, an der Erweiterung seines Gesichtskreises zu arbeiten — und zweitens weil ich, wie alle Subtilitäten, auch die Analyse unseres Denkens und Fühlens ungemein gern habe. In dieser Beziehung erreiche ich manchmal die höchste Stufe der Vollkommenheit, und jeder neue Streit schärft mir die Zunge und die Gedanken. Offen gestanden, entspricht das Resultat ja absolut nicht der Absicht. Denn weit entfernt, daß sich Stasch's Gesichtskreis erweiterte, zieht er sich umgekehrt immer mehr zusammen. Ich dagegen, statt seinem Wunsche gemäß mich in den Käfig seiner Ueberzeugungen sperren zu lassen, erweitere meinen Observationsstandpunkt immer mehr. Wir schreiten auf entgegengesetzten Wegen. Er verengt sich in seinen Ansichten und stärkt ihre Macht an seinen „idées fixes“; ich erweitere die meinigen und lerne alles niederreißen, nur um meine Kunst zu beweisen.

Eine Einigkeit in unserem Denken ist also ganz ausgeschlossen; wer weiß, ob wir nicht in unserem Fühlen noch weit verschiedener sind.

Ich bin ein fürchterlicher Phantast, das weiß ich; aber was hilft's mir, daß ich es weiß, wenn ich nicht im stande

bin, meine Seitensprünge zu unterlassen. Ist es nun wirklich Krankheit, oder nur übertriebene Reizbarkeit der Nerven, der Henker mag's wissen — genug, ich bin manchmal einfach unausstehlich. Es kommen Augenblicke so großer Aufregung vor, daß ich absichtlich und mit Bewußtsein bemüht bin, meiner Umgebung die Hölle heiß zu machen. Da wir zusammen wohnen, ist Stasch das einzige Wesen, an dem ich meinen ganzen Vorrat von Bitterkeit und Sarkasmus auslassen kann. Ist es ein Wunder, daß er mich mitunter ordentlich ausschilt? Er nennt mich Memme, hysterisches Frauenzimmer, Idiot, Hypochonder, entnervter Teufel, und der Henker weiß, wie sonst noch — aber es hilft leider alles nichts. Früher versuchte er in solchen Momenten, sich mit mir zu zanken und zu schimpfen; jetzt jedoch, falls ich ihm nur nicht allzusehr aufs Dach steige, läßt er sich gar nichts merken, hört nur phlegmatisch zu oder fängt an zu lesen. Ich weiß selbst am besten, was für ein Frächtchen ich bin, und bestrebe mich denn auch, ihn für die verbitterten Augenblicke zu belohnen. Dann bin ich wirklich äußerst gut. Stasch wartet nur auf solche Momente; wir legen uns beide aufs Bett, denn es ist für uns der bequemste Platz der ganzen Wohnung, und unterhalten uns lange, lange, bis in die Nacht hinein, indem wir von der Zukunft schwärmen und die Angelegenheiten der Menschheit im besonderen und im allgemeinen erwägen. Natürlicherweise denkt er realer, wahrscheinlicher — ich vertiefe mich in gewisse mystisch-ideale Hirngespinnste, die unmöglich zu erreichen sind. Aber wir fühlen uns beide dabei wohl und haben, wenn auch phantastische, so doch

rechtschaffene Gedanken. So vergeht uns oft die Nacht bis zur Morgendämmerung, und wir schlafen in den Kleidern ein, ich immer den Kopf an seine Brust gelehnt.

Als ich einst Stasch fragte, warum er bei meiner unerträglichen Stimmung nicht bemüht sei, die Beziehungen zu mir abzubrechen, antwortete er, daß gerade diese schlaflosen, in Schwärmerei verbrachten Nächte ihn für alles entschädigten.

Auch ich liebe diese romantischen Nächte.

So ab und zu sind wir mal einige Tage böse miteinander. Natürlich liegt die Schuld stets an mir, das bekenne ich unumwunden. Das Scharmüzel beginnt meistens abends: ich kehre von den Unterrichtsstunden zurück, bin ärgerlich, übermüdet, erregt und durch das schlechte Wetter vollends niedergedrückt. Eine beliebige Geringsfügigkeit ruft einen wirklichen Angriff hervor. Angenommen, ich habe den Schlüssel vergessen und muß einige Minuten im Hausflur auf Stasch warten. Natürlich ist dies doch nur meine Schuld, aber gerade weil es die meinige ist, weil ich meinen Aerger an niemand auslassen kann, bin ich in der größten Aufregung. Ich suche einen Anlaß zum Streit, und die Heze geht los. Stasch ist sehr aufgebracht; ich beruhige mich schließlich, aber fast immer zu spät, erst nachdem ich ihm schon tüchtig zugesetzt habe. Wir gehen zu Bett, ohne uns gute Nacht zu wünschen. Des Morgens bedauert mein Stasch schon seine Heftigkeit und sucht einen Anlaß zur Versöhnung. Dann mache ich es ihm wieder zum Vorwurf, daß er mir überhaupt zürnen konnte, und wieder vergeht ein Abend in Schweigen. Am dritten Tage



fängt die Sache schon an, uns albern vorzukommen. Da Stasch weiß, daß ich nie zuerst spreche, sinnt er von vornherein auf eine Versöhnungsart. Ich kenne ihn recht gut und habe diese an Offenbarungen sonst nicht reiche Natur schon derart durchschaut, daß ich aus seinen Mienen und Bewegungen schließen kann, was er will oder zu sagen hat.

In solchen Fällen geht er gewöhnlich eine Viertelstunde im Zimmer umher und betrachtet mich, eine Cigarette rauchend, von der Seite wie bittend, daß ich sein Vorhaben erraten und ihm die Aufgabe erleichtern möge.

Aber ich stelle mich, als ob ich nichts sähe. Dann kommt er auf mich zu, umfaßt meinen Kopf, dreht ihn zu sich und sagt:

„Nun höre mal, Josephchen, sei doch nicht dumme . . . kümmer dich nicht darum . . . du bist ein verwöhntes Kind; ich thue unrecht, daß ich mich hinreißen lasse . . . kümmer dich nicht darum . . . gieb mir mal einen Kuß!“

Wir küssen uns und siehe — der Zorn ist verraucht. Ich werde sehr gerührt, gestehe meine Schuld ein, und wiederum vergehen uns Abend und Nacht in Schwärmereien. Das hat er ungemein gern. Manchmal, wenn uns die Schlaflosigkeit quält, kommt er in mein Bett, anscheinend einer Unterhaltung wegen, in Wirklichkeit aber, um nur wieder schwärmen zu können. Nicht immer bin ich in der Laune dazu und lache ihn wegen seines romantischen Begehrens aus. Davor aber hat er Angst, ja er hat wirklich Angst, und schämt sich zugleich. Stets ist er sehr nüchtern und will auch dafür gelten; nur diese schlaflosen Nächte sind, wie er es selbst nennt, der einzige Flecken auf

seiner sonst so vernünftigen Lebensführung. Als ich ihn einst fragte, wie er solche Lebensnüchternheit mit roman-
tischem Thorheiten vereinen könne, antwortete er nur:

„Ich weiß ja, ich weiß, daß es eine schreckliche Thorheit ist, aber was willst du . . . das liegt nun mal so in meiner Natur; es wird mir schwer, alle Gewohnheiten der Vergangenheit loszuwerden. Aber ich fühle, daß es dumm ist und werde mich bemühen, davon abzulassen“.

Bis jetzt aber kann ich keine Aenderung wahrnehmen. Eher das Gegenteil . . .

Er besitzt alle Eigenschaften, um irgend ein Reformator zu werden. Seine mitunter hinreißende Sprache, sein Eifer und sein Glaube an das, was er sagt, verschaffen ihm viele Anhänger. Seine Kollegen schätzen ihn ungewöhnlich, und er gilt unter ihnen für einen tüchtigen Kopf. Nur ich füge mich ihm nicht völlig und habe zu meinem größten Erstaunen seit langer Zeit wahrgenommen, daß er sich gewissermaßen vor mir fürchtet. In unserem Verhältnis spielt nicht er, sondern ich den Herrn. Seine erhabenen Worte werden oft durch meinen Eigensinn zurückgeschlagen. Er will mir allerlei einreden; ich glaube es ihm nicht, er ärgert sich dann darüber, und ich behalte immer die Oberhand. Natürlich spreche ich hier nicht von der Sphäre der Ueberzeugungen — denn so weit reicht mein Einfluß nicht, und ich gestehe sogar aus innerster Seele heraus, daß ich ihn seiner Dogmen, an die er so blind glaubt, auch nicht berauben möchte — sondern ich rede von der Sphäre der Vorkommnisse und Angelegen-

heiten des täglichen Lebens, in denen er sich stets von mir lenken läßt.

Ich sagte bereits, daß er mit mir eine Ausnahme macht und mir zu sein erlaubt, wie ich eben bin. Ich sehe wohl, daß er mich sozusagen für ein Kind hält, ein wenn-gleich wunderliches und phantastisches, doch im Grunde genommen nicht schlechtes Kind, und mich als ein Ausnahmewesen betrachtet, welches man auf keinen Fall nach gewöhnlichem Maße messen kann und darf. Einfacher ausgedrückt, bin ich für ihn ganz ebenso ein Götzenbild wie für Sophie. Er fühlt sich verpflichtet, mich zu beschützen und zu pflegen, als wäre ich ihm Vater und Sohn zugleich. Das weiß ich auch und mißbrauche daher oft seine Anhänglichkeit; aber auch das weiß ich, daß ihm viel an meiner Achtung gelegen ist, und daß nach einer vollbrachten That sein erster Gedanke fragt, was ich wohl dazu sagen werde. Uebrigens vergelte ich gleiches mit gleichem, denn auch ich trage stets seinem Urtheil Rechnung; allerdings beanspruche ich von ihm viel Rücksicht, manchmal zu viel, stets einer guten Aufnahme gewiß.

Wir haben uns schon so ineinander eingelebt, daß, wenn wir Lebensprojekte machen, sich dieselben unwillkürlich auf die unabänderliche Bedingung stützen, daß wir immer zusammen bleiben werden. Ich weiß wirklich nicht mehr, wer von uns zuerst den Plan entworfen hat, nach Absolvierung der Universität ins Ausland zu gehen. Doch kommt es darauf nicht an. Es ist abgemacht, daß wir es thun wollen; wohin und zu welchem Zwecke, wird von seinen Ueberzeugungen oder meinem Gutdünken abhängen.

Jedenfalls gehen wir von hier fort, weil wir uns zugeschworen haben, etwas Außergewöhnliches zu unternehmen. Er hat schon ein Ziel, geht geraden Weges darauf los; ich werde mir vielleicht im Bagabondieren durchs Leben auch irgend eins herausfinden, und wir wollen dann beide emporklettern.

Ob wir etwas erreichen, und was wir erreichen, wer kann's wissen? Er zweifelt nicht, ich dagegen habe nur ein gewisses instinktives Gefühl, daß ich gehen muß — und ich werde gehen — das Schicksal jedoch wird uns das Ende sehen lassen.

Ach, das Leben, das Leben, was wird es uns noch bringen?

Wie gern möchte man bisweilen den Saum jenes Vorhangs, der uns die zukünftigen Jahre verdeckt, heben, um wenigstens so viel zu erblicken, daß man sich überzeugen kann, ob die jetzige Arbeit irgend welche Frucht tragen wird. Die Erfahrung lehrt, daß das Leben in keinem Momente eine Verwirklichung unserer Hoffnungen in ihrem ganzen Umfange bietet. Dem Anschein nach sind wir bemüht, aus dieser Erfahrung Nutzen zu ziehen, beschränken unsere Gelüste und geben unsere Schwärmereien auf; oft scheint es uns, als wären wir die Stala unserer heißen Wünsche und Ideale schon bis zum Minimum hinabgestiegen, und doch macht das Leben auch nicht einmal diesen kleinen Teil wahr.

...

29. Februar.

Die Heilung durch Willenskraft endete mit einer fatalen Schlappe. Vorgestern wurde ich auf dem Stuhle ohnmächtig und muß wohl hingefallen sein, denn als ich mich erholt hatte, lag ich an der Erde. Wunderbarerweise habe ich mir nicht den Kopf zerschlagen; zum Glück sah es auch niemand, denn ich war wie gewöhnlich allein. Sonst hätte mir Stasch eine neue Szene gemacht.

Wahrscheinlich hat mir das lange Schreiben geschadet. In der That habe ich ein wenig übertrieben: ich schrieb etwa drei Stunden und fühlte im Eifer die Ermüdung nicht. Danach nahm ich ein Buch zur Hand und wollte durchaus bis zu Ende auf dem Stuhle sitzen bleiben. Aber schon beim Lesen fühlte ich, daß in meinem Kopf etwas Wunderliches vorging. Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen, ringelten sich wie Schlangen hin und her, und trotz Aufbietung aller Kraft konnte ich vor Erschöpfung nichts wahrnehmen. Dann wurde mir schwarz vor den Augen und im Kopfe fauste es, als hätte jemand Teppiche geklopft. Die Zimmerdecke war wie übersät mit leuchtenden Flecken, welche sich nach allen Seiten hin verbreiteten und die ganze Stube gleichsam mit Stahlperlen besäten — und dann — fühlte ich nichts mehr.

Raum war ich im Stande, ins Bett zu kriechen und schalt mich selbst wegen meiner Kraftlosigkeit. Gestern mußte ich den ganzen Tag liegen bleiben; Stasch und Sophie benutzten den Sonntag und verließen mich nicht einen Augenblick. Dies war mir zwar etwas unbequem, da ich keinen Humor hatte, mich aber trotzdem verpflichtet fühlte, das

Gespräch aufrecht zu erhalten. Eigentlich brauchte ich mich nicht zu sehr anzustrengen, denn sie haben stets viel zu sprechen — miteinander.

Wenn mich nicht alles täuscht, liebt sich dieses Paar, ohne sich selbst recht klar darüber zu sein. Was Stasch anlangt, so bin ich dessen sicher; in betreff Sophiens aber — noch viel mehr.

Na ja, sie kennen sich schon fünf Jahre, und das war wohl Zeit genug, sich ineinander zu verlieben. Ich besinne mich: wir waren noch beide in der Sekunda, als ich ihn zum erstenmal in das Haus meiner Tante einführte. Sophie war damals noch ein rechter Wildfang. Es würde niemand eingefallen sein, sie für etwas anderes als für ein Kind anzusehen. Erst Stasch, ich weiß nicht, ob aus Mangel an Umgang mit derartigen Geschöpfchen, oder auf Grund seines angeborenen Ernstes, behandelte sie wie ein erwachsenes Mädchen. Von irgend welchen tieferen Gefühlen konnte damals natürlich noch keine Rede sein. Sie hatten einander nur sehr gern — Stasch sie als meine Schwester — sie ihn als meinen Freund. Auf diese Weise schlang sich durch mich das Band gegenseitiger Sympathie um sie. Jahre vergingen, unser Verhältnis gestaltete sich immer inniger; so mußte doch auch diese Neigung zunehmen, um so mehr als Staschs stubenhockerische Neigungen, seine Unlust zu allen neuen Bekanntschaften ihm keine Gelegenheit boten, andere Beziehungen anzuknüpfen. Fast könnte ich sagen, daß er nur sie allein kennen gelernt habe. Und Sophie? Die Arme ist noch mehr von der Welt abgeschnitten; sie muß jetzt allein bei fremden Leuten wohnen, wievielmehr

muß sie sich einsam fühlen und nach etwas sehnen. Nur wir beide statten ihr Besuche ab; sie sehen sich ein paarmal wöchentlich; Sonntags unbedingt, denn dann wollen wir Musik hören — kein Wunder also, daß sie ihn hat lieb gewinnen müssen. Sie weiß es selbst noch nicht, und ich bin fest überzeugt, daß sie noch nicht darüber nachgedacht hat. Aber unwillkürlich schmiegt sie sich an ihn an und hält es auch nicht geheim, daß sie sich nach ihm sehnt.

Es ist keine unbändige, leidenschaftliche, auflobernde Liebe; die Liebe entwickelt sich bei ihnen so ruhig, so gemessen, daß sie sie beide nicht erraten. Nicht in dieser Weise habe ich geliebt . . . Aber . . . !! Stasch erklärt ihr seine sozialen Theorien und bemüht sich, sie zu seinem Glauben zu bekehren. Sie hört ihm mit großer Andacht zu, versteht aber natürlich wenig, wie ich aus ihren äußerst naiven Antworten schließen kann. Oft machen wir uns darüber lustig, und Stasch gefällt das ungemein. Ich glaube, wenn ihr plötzlich über Nacht ein Buckel wachsen würde, könnte sie ihn auch damit bezaubern.

Sophie schämt sich etwas wegen ihrer Unwissenheit, und wenn wir unter vier Augen sind, bittet sie mich stets um Aufklärung über verschiedene, ihr unverständliche Ausdrücke Staschs. Vorgestern fragte sie mich, was Indeterminismus bedeutet. Sie hält ihn für so schrecklich klug, daß nur ich vielleicht klüger sein kann als er, sonst aber niemand auf der Welt.

Mitunter tadele ich Stasch, daß er ihr mit solchen Dummheiten unnütz den Kopf verdreht; aber sie verteidigt ihn und behauptet, daß sie für alles das lebhafteste Interesse

hege. Das arme Ding will ihm eben auf ihre Art gefallen, nur kann er dies nicht immer wahrnehmen. Anscheinend liebt er die Musik, obgleich er sie theoretisch als unnützer Luxus, als Nervenirritation verwirft. Sophie bildet aber für ihn, gerade wie auch ich, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Sie kann spielen, ohne seine Theorien zu verletzen; er bringt ihr selbst Noten. Ich aber lache im stillen.

Kinder, Kinder!

Schrecklich unbequem war mir heute das Schreiben — erstens, weil es finster ist, denn mein Bett steht ziemlich weit vom Fenster entfernt, und zweitens, weil die halb sitzende, halb liegende Stellung, in welcher sich mein Körper befindet, das Schreiben nicht gerade angenehm macht. Aber was soll ich den ganzen Tag thun? Ich fange wirklich schon an, mich tüchtig zu langweilen. Stasch beneidet mich dieser Erholungspause wegen, aber ich möchte wissen, was er an meiner Stelle thun würde. — Ein großes Glück ist es für mich, daß sich der gute alte Hoffmann damit einverstanden erklärt hat, zur Unterrichtsstunde zu mir zu kommen. In seiner Gesellschaft vergeht mir die Zeit ziemlich rasch. Heute lobte er mich meiner guten Fortschritte wegen und wollte mir Hoffnung machen, daß ich in einem Jahre wie ein geborner Berliner werde deutsch sprechen können. Leider zweifle ich selbst sehr daran. Welch eine unerträgliche Sprache!

Uns Polen macht man den Vorwurf, daß wir lieber französisch oder englisch als deutsch lernen; aber wahrhaftig, dieser unser Widerwille gegen das Deutsche hat

seinen guten Grund. Abgesehen von allen Fragen der nationalen Sympathie oder Antipathie finden wir in der Sprache selbst uns rechtfertigende Momente. Welch ein verwickelter Satzbau! Dieser Brauch, die Prädikate ans Ende zu stellen, zwingt uns, die Denkkraft bis zum letzten Worte des Satzes in Spannung zu halten, was bei der oben-dreiein ungewöhnlichen Länge der Perioden rasend ermüdend ist. Von Kindheit an muß man die Denkkraft gymnastisch geübt haben, um sie für solche Stetigkeit des Gedankens zu stählen. Ich glaube, daß allein schon die Sprache mit ihren treppenförmigen Bauten die deutschen Gehirne an jene unendlich langen, unglaublich konsequenten Spekulationen gewöhnt, durch welche sie sich in der Philosophie auszeichnen; natürlich — wenn es nicht umgekehrt der Fall ist, d. h. wenn die Sprache nicht ein Reflex ihrer spekulativen Denkkraft ist. Ob dieses oder jenes der Fall ist, kommt übrigens auf eins heraus. Der Kern der Frage bleibt derselbe. Ob die Sprache den menschlichen Geist verfeinert hat, wie die einen sagen, ob der Geist die Sprache entwickelte, wie die andern behaupten — immerhin muß doch zwischen ihnen ein Zusammenhang sein.

Mein Gott! Welch ein Gallimathias ist doch die Philosophie! Wie kann sich in diesem Chaos ein gewöhnlicher Sterblicher zurecht finden! Man soll sich allerdings, wie Stasch behauptet, mit diesen Sachen nicht beschäftigen. Möchte man es bloß können!

Stasch brachte mir eine Menge Bücher, damit ich mich nicht langweile. Lange kann ich leider nicht lesen; früher war ich im Stande, trotz Ermüdung und Schläfrigkeit ganze

Nächte damit zuzubringen. Jetzt entkräften mich sogar leichtere Sachen wie Lombroso oder Mosso. Ich werde mich an die Belletristik halten müssen. Seit einer Woche quäle ich Stasch, mir einen Roman zu bringen. Und wie verehere ich die Litteratur! Wenn mir nicht stets eine innere Stimme sagte: „Lerne und arbeite an deiner Ausbildung“, würde ich alle freie Zeit mit Lesen zubringen. Vielleicht werde ich einmal nach Jahren in der Lage sein, diese meine „Phantasie“ zu befriedigen. Und niemand weiß es, daß die Litteratur sogar um ein Haar mit einer neuen Vollkommenheit in meiner Person bereichert worden wäre. Ach Gott! gut, daß es niemand weiß; alles könnte ich ertragen, nur nicht Lächerlichkeit. Denn auch ich habe die Kinderkrankheit des Schriftstellers durchgemacht.

Ich war in der Prima, als ich solch Mittelding zwischen einem Gedicht und einer Novelle, eine Skizze, ein Bildchen schrieb . . . mit einem Worte etwas, das ich selbst nicht bezeichnen könnte. Auf den Inhalt besinne ich mich jetzt nicht mehr ordentlich; ich schrieb es bei Nacht und so im geheimen, als hätte ich mindestens den mörderischen Plan gefaßt, Europa in die Luft zu sprengen. Nach Beendigung sandte ich mein Werk herzklopfend an eine Zeitschrift. Leider! man traf mich tödtlich: Im „Briefkasten der Redaktion“ las ich die deutlich gedruckten Worte: „Wir verstehen nicht, um was es sich bei Ihnen handelt“. Dies war der erste Schlag! Jedoch noch nicht abgeschreckt, sondern im Gegenteil entflammt, wie Byron, durch diese augenscheinliche Ungerechtigkeit, griff ich zur Feder und verfaßte wiederum irgend einen herrlichen Unsinn. Gott!

... was haben sie mir geantwortet! ... was haben sie mir geantwortet! ...

Bis auf den heutigen Tag kann ich daran nicht ohne Schauern denken; die Medizin half jedoch. Meine schöpferische Kraft erhielt einen argen Stoß. Nie wieder werde ich mich wohl zu solchem Experimente entschließen. Gut, daß es schon solange her ist, und daß absolut niemand davon weiß.

Meine liebe Sophie gab heute doppelte Unterrichtsstunden. Sie will sich morgen Abend für einige Stunden freimachen und dieselben mit uns verleben, um den Karneval vergnügt zu beendigen. Beendigen? Beginnt er für sie überhaupt einmal? Wie gut ist es, daß sie das ganze Elend ihres Daseins nicht fühlt! Sie freut sich schon darüber, daß sie durch die heutige doppelte Arbeit morgen ein paar Stunden „abknappst“.

Und wo bleibt da Genuß? Wo Ruhe? Wo Erholung?

* * *

1. März.

Trotz allem schreitet die Rekonvalescenz sehr langsam vor; offen gestanden — sie schreitet gar nicht vor. In Stafschs und Sophiens Gegenwart höhne ich darüber, um ihnen nicht unnützen Kummer zu bereiten; ich fühle aber selbst, daß mir jetzt nicht nur nicht besser ist, sondern daß mich auch seit ungefähr einer Woche die Kräfte verlassen. Ob es Lungenentzündung war oder nicht, hat wenig zu bedeuten, da die Krankheit vorüber ist; aber warum zieht sich

die Genesung so in die Länge? Mit unverkennbarer Unruhe forschte ich jeden Morgen, ob ich mich wenigstens nicht etwas kräftiger fühle — aber leider immer vergebens. Die erst sehr heftigen Schmerzen haben fast ganz nachgelassen, aber der zunehmende Brustschmerz und der quälende Husten lassen mir noch keine Ruhe. Was soll das bedeuten? Sollte ich mich immer von neuem erkälten? Etwas zaghaft bat ich gestern Stasch, er möchte doch die Thür mit einer Tuchleiste versehen. Vielleicht zieht's von dort. Ich fühle zwar nichts, aber es könnte doch der Fall sein. — Hole der Henker alle Umstände und Prahlereien; es ist doch besser, sich sogar da zu sichern, wo keine Gefahr vorliegt, denn die ganze Geschichte wird mir nachgerade denn doch langweilig.

Heute, vor einer Stunde, als mir anscheinend wohler war, bat ich den alten Hoffmann, daß er mir die Hand reichen und mich im Zimmer umherführen möge. Zweimal konnte ich mit großer Anstrengung hin- und hergehen, dann war ich gezwungen, zu meinem Lager zurückzukehren. Ich setzte mich nicht, ich fiel einfach hin. Die Füße verweigerten mir gänzlich den Gehorsam: einer fiel rechts, der andere links, und ich nach hinten oder nach vorn. Der gute Alte mußte sich sehr plagen; er schrie zwar auf deutsch: „Noch ein wenig, noch ein wenig“, aber meine unglückseligen Füße schrien ebenfalls und zwar: „Genug!“

Ach, du mein Gott! wann werde ich wenigstens etwas zu Kräften kommen? Thorheit! Husten und Brust! — sie that mir stets wehe — könnte ich nur einigermaßen gehen. Das Geld wird ja einfach verschlungen. Vor

einigen Tagen brachte mir Stasch das Honorar der Familien Nitowski und Kotowicz; davon ist aber nichts mehr da. Wie nobel sich meine Brotgeber benahmen! Rechneten die letzte Woche nicht ab, die ich versäumen mußte. Ich wollte es mir selbst abziehen und den Ueberschuß zurückschicken, aber Stasch hat abgeraten, indem er sagte, daß wenn ich aufstehen werde, ich die Stunden doch abarbeiten könne, sogar mit Zinsen — daß jetzt aber das Geld äußerst nötig sei. Er mag wohl recht haben. Schließlich kommt es auch nicht darauf an — jedenfalls werden sie mir nicht weglaufen.

Glücklicherweise sind Frau Sawicka und Hoffmann für den Februar bezahlt. Wo ich Geld für den März hernehmen soll, weiß ich selbst nicht. Wir werden wohl wiederum gezwungen sein, unsere Uhren ins Pfandhaus zu tragen, damit sie dort hebräisch lernen. Ach, wie mir das alles überdrüssig ist! Seit Jahren ein beständiges Lavieren zwischen dem ersten und ersten, von Monat zu Monat, beständige Berrentungen von Debet und Credit, fortwährender Kampf mit Löchern, Spalten, Kälte und Hunger; Kummer darüber, wo man Geld hernehmen soll, um irgend eine Lücke auszufüllen — das ist der Hauptinhalt meines Lebens.

„Il faut que jeunesse se passe“. Bei mir geht sie ebenfalls vorüber, sie geht vorüber, läuft fast weg, ohne daß man weiß wohin und wozu. — —

Diese Frau Sawicka ist ein ganz nettes Weibchen. Wäre sie etwa fünfundzwanzig Jahre jünger, würde ich mich bemühen, aus diesem Verhältnis gegenseitiger Sympathie

Nutzen zu ziehen. Doch wenn sie stets so schrecklich tugendhaft und argwöhnisch war wie jetzt, würde ich nicht viel Aussicht auf Erfolg gehabt haben. Einfach lächerlich benahm sie sich, als wir im vorigen Jahre das Zimmer mieteten. Welche Angst hatte sie, etwa Taugenichtse als Mieter zu bekommen! Mit wieviel Vorbehalten stellte sie Fragen und Bedingungen — auf keine Kuhhaut ließe sich das schreiben. Stasch und ich, wir platzten beinahe vor Lachen, was sie noch vorsichtiger machte; so viel Anstoß nahm sie an unserem kindischen Verhalten bei einer derart wichtigen Angelegenheit. Ich merkte, daß sie ihr Wort zurücknehmen wollte; aber da uns das Zimmer gefiel und auch die Schmielnastraße die passendste Gegend für unsere Unterrichtsstunden war, suchten wir das Weibchen dadurch zu überlisten und zu überreden, daß wir versprachen, allen Verpflichtungen nachzukommen, sogar in betreff „gewisser Dämchen“. So gab sie endlich nach, hauptsächlich durch meine Beredsamkeit bezaubert. Jedoch verbarrikadierte sie mit einem Schrank und einem Strohsack die Thür, welche ihren Salon mit unserem Zimmer verbindet. Uns verschaffte sie dadurch nur die Annehmlichkeit, daß wir uns keinen Zwang aufzuerlegen brauchen.

Das Zimmer ist weder groß noch klein, ungefähr Mittelgröße, hat das Fenster nach Osten und die Aussicht auf Dächer und Höfe. Es liegt nur mörderlich hoch, im dritten Stock und hat unbequeme Treppen, was mir besonders mißfällt. Doch, was ist zu thun? Auswendig kenne ich schon alle Fugen und Risse der alten Stiegen.

Seit Beginn meiner Krankheit esse ich bei Frau

Sawicka. Rechtschaffene, gute Frau! Für mich allein bereitet sie die Beefsteaks und schickt von allem so viel herein, als wollte sie mich mit Essen von allen Krankheiten heilen, die ich schon durchgemacht habe oder noch durchmachen werde. Leider betrübe ich sie immer durch meinen Mangel an Appetit; Lucka trägt manchmal alles unberührt zurück.

Dank der Güte der Frau Sawicka werde ich morgen einen Sessel bekommen. Als ich heute früh nach Lucka klingelte, damit sie den Samowar wegräume, erblickte ich zu meinem großen Erstaunen Frau Sawicka in der Thür, die wegen momentaner Abwesenheit des Dienstmädchens selbst nach meinen Wünschen fragen wollte. Ich bat sie um Verzeihung und lud sie ein, näher zu treten; sie that es, wie immer ziemlich argwöhnisch, wohl einen Hinterhalt fürchtend; aber ich beruhigte sie bald durch meine ein wenig übertriebene Höflichkeit. So verweilte sie etwa eine halbe Stunde unaufhörlich plaudernd. Als sie meine unbequeme Lage im Bett sah, machte sie selbst den Vorschlag, mir einen Sessel zu schicken. Sie habe da solch altes, unbenutztes Hausgerät. Ich weigerte mich zwar ein wenig, war aber im Grunde genommen sehr froh über dieses Anerbieten. Auf einem gewöhnlichen Stuhl kann ich noch nicht sitzen und im Bett zu bleiben, schäme ich mich fast. Vielleicht wird dieser Sessel die Reste der Krankheit verschrecken können.

Ich glaube, die Mittagstunde nähert sich schon. Beim Schreiben vergeht mir die Zeit verhältnismäßig schnell, und der schwache Kopf ruht aus.

Aber wozu schreibe ich denn das alles?

Vor einer Stunde erhielt ich einen Brief meiner Schwester Amelka. Ich freue mich besonders, daß sie von meiner Krankheit nichts weiß; Sophie hat also Wort gehalten. Weßhalb soll sie sich unnütz bekümmern? Mir kann sie damit nicht helfen, nur sich selbst durch die Besorgnis schaden, denn sie liebt uns sehr. Sie würde sicher herkommen wollen, mich in der Krankheit zu pflegen, während ich doch die Absicht habe, bald zu genesen.

Später werde ich ihr auch von nichts schreiben; was soll sie sich um vergangene Leiden grämen?

Schrecklich trübe wurde mir zu Mute, als ich in ihrem Briefe folgende Worte las: „Wenn draußen größere Kälte eintritt, zittere ich bei dem Gedanken an dich und Sophie. Sie hat keinen Pelz, dein Ueberzieher ist ebenfalls mit Wind gefüttert — und doch müßt ihr den ganzen Tag in die Unterrichtsstunden laufen. Ich wünschte, mir wäre kalt und unbehaglich, könnte ich nur um euch ruhig sein. Mein lieber, guter Joseph, ich beschwöre dich um alles in der Welt, schone dich, hüte dich vor Erkältung. Du bist so schwächlich, jede Kleinigkeit schadet dir. Seit dem Tode der Eltern habe ich — vielleicht sogar übertriebene — Angst um dich. Hüte dich, mein Liebling, denn du bist unsere einzige Hoffnung und Stütze“.

O, meine Amelka! wüßtest du, wie seelisch zerbrechlich diese „Stütze“ geworden ist, du würdest jene Worte nie wiederholen.

Wie gewöhnlich schrieb sie auch heute von ihren eige-

nen Angelegenheiten beinahe gar nichts. Man fühlt aber aus ihrem Briefe eine gewisse Bitterkeit, eine Nieder-
geschlagenheit heraus. Sie klagt mit keinem Worte, bietet im Gegentheil alle Kraft auf, sich mit Seelenruhe, sogar mit Humor zu maskieren; aber durch jedes Wort klingt etwas wie Enttäuschung, ein erzwungenes Entfagen auf alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sophie kann man leicht täuschen, denn sie nimmt alles buchstäblich — aber ich lese hier zwischen den Zeilen, sie ist unglücklich.

Unter anderem schreibt sie auch, daß sie bis zum Sommer alle Schulden der Mutter getilgt haben und dann im stande sein werde, uns beizustehen, um sich nicht immer unserer Gesundheit wegen ängstigen zu müssen. Wie naiv ist sie! Setzt sie auch nur einen Augenblick voraus, daß ich darauf eingehen würde? So viele Jahre arbeitete sie, ohne überhaupt an sich zu denken, und jetzt, da sich ihre Sorgen dem Ende nähern, sollte sie neue Lasten auf sich nehmen müssen? Auch mir wird's immer besser gehen — im äußersten Falle verzichte ich sogar auf mein Projekt betreffs des Auslandes. Aber zur Last falle ich niemand. Ausland bleibt Ausland, Projekte werden Projekte bleiben, aber an die Arbeit will ich mich machen. Wie vielen Traumbildern und Luftschlössern mußte man nicht schon entfagen! Man hätte sich also langsam an die Entfagung gewöhnen können.

Es ist schon fast Abend. Jeden Augenblick können Stasch und Sophie kommen. Wir werden „Karneval feiern“. . . Ja, was nützt alles! Jeder wie er kann.

2. März.

Den gestrigen Abend verbrachten wir ziemlich gemüthlich. Sophie war ausgelassen wie ein Gassenjunge, Stasch hängte für ein paar Stunden seine düsteren Ansichten über die Gegenwart und seine rosigen über die Zukunft an den Nagel, und ich paßte mich ihrer Stimmung nach Kräften an. Dazu half mir das Fieber, welches abends neununddreißig Grad zu erreichen pflegt.

Noch nie habe ich an mir so schnell wechselnde Launen wahrgenommen wie jetzt. Ich war zwar immer ziemlich phantastisch, sogar seltsam in meiner allzugroßen Reizbarkeit, aber die Dauer der guten oder schlechten Stimmung hielt doch wenigstens ein paar Tage an, mindestens aber einen Tag. Ich stand, wie Stasch sagt, mit dem linken oder rechten Fuße auf und war dann eben bis zum Abend entweder verstimmt oder heiter. Jetzt ist es ganz anders; zehnmal täglich ändert sich meine Laune. Auf Heiterkeit folgt Apathie, auf Apathie Aufregung, dann Betrübniß, Niedergeschlagenheit, wieder Heiterkeit u. s. f. da capo. Und dies ohne erklärliche Ursache — so, so — wie angeweht. Der unstill umherirrende Gedanke ergiebt sich passiv nach augenblicklichen Eindrücken den Stimmungen, die sich der Seele bemächtigen und sie in entsprechender Weise färben. Noch wunderbarer ist es, daß mein Bewußtsein an Kraft nichts verliert; wie zuvor untersucht es die Eindrücke, Veranlassungen, Gedanken und liefert ein wahres Abbild des Innern der Seele. Aber damit endet sein Rolle auch; es steht da wie ein stummer Zeuge, erspäht alles, tadelt sogar oder lobt — aber rein für sich, ohne bestimmend auf meine

Seele einzuwirken. Es hat mir vollständig *carte blanche* gegeben; ich erscheine nicht wie ich erscheinen sollte oder will, sondern ich erscheine so wie ich nach äußeren Einflüssen erscheinen muß.

Mehr als je fühle ich mich heute zu allem unlustig. Da ich aber kein Spielball meiner unbeständigen Laune sein will, so setze ich mich denn zum Schreiben und beabsichtige lange zu schreiben, um so mehr als ich einige Stunden in Erwägungen verbrachte, deren Resultat ich verzeichnen möchte.

Heute morgen kam Sophie auf einen Augenblick zu mir als sie aus der Kirche zurückkehrte. Sie war absichtlich früher aufgestanden, um der Aschermittwochsandacht beizuwohnen. Für welche Sünden, für welche Vergehen ihr der Priester das Haupt mit Asche bestreut hat, weiß ich wirklich nicht. Aber die Aermste fühlte sich verpflichtet, diese Bußzeremonie mitzumachen. Es hat dies zwar wenig zu bedeuten und ist Sache ihres Glaubens, aber es ist doch gut, daß sie den Glauben besitzt. Wie sie keine Klarheit über ihre Lebenslage hat, so fehlt sie ihr auch in bezug auf ihren Glauben. Dadurch gerade wird sie vor jeder Uebertreibung auf dem Gebiete der Religion bewahrt, denn nur ein beständiges Nachgrübeln über Glauben und Frömmigkeit treibt den Geist auf den Weg des Fanatismus und der Bigotterie. Der Glaube entströmt ihrer Seele, wie die Gedanken ihrem Kopfe; Sophien würde die Möglichkeit des Unglaubens nicht einmal entfernt in den Sinn kommen. Bekäme sie etwas von ungläubigen Leuten zu hören, ich glaube, sie könnte sich dieselben sicher nicht als gewöhnliche, alltägliche

vorkommende Menschen vorstellen; für sie wären es Geschöpfe anderer Planeten mit anderen Nasen, Köpfen und Gehirnen. Ich glaube, falls ich ihr so einen Ungläubigen zeigte, sie würde ihn neugierig anschauen und nachher erstaunt sein, daß er ebenso aussieht wie alle anderen. Deshalb ist sie nicht im Stande vorauszusetzen, daß Stasch und ich zu eben dieser Klasse gehören. Davon habe ich ihr natürlich noch nie etwas gesagt — einmal, weil ich sie nicht betrüben will, und zweitens, weil mir diese Frage bis jetzt ziemlich gleichgültig war. Welchen Eindruck solch eine Nachricht auf sie ausüben würde, kann ich nicht voraussagen. Entweder würde sie selbst den Glauben verlieren, indem sie sich unserem Einflusse hingäbe, oder sie würde zum erstenmal einen niederschmetternden Schlag erfahren.

Daß sie aber nichts von alledem weiß, davon überzeugte ich mich heute morgen. Sie besuchte mich nur deshalb, um mir ein wenig Asche, die sie ins Gebetbuch genommen hatte, bringen zu können. Mit ernster Miene bemitleidete sie mich, weil ich der Krankheit wegen nicht zur Kirche könnte. Ichklärte sie nicht auf, sondern bedankte mich für das Andenken und für das Gebet, welches sie für mich gesprochen. Die Asche behielt ich.

Jetzt liegt diese Asche vor mir, und indem ich sie betrachtete, frage ich mich selbst: wo ist mein Glaube hingekommen?

Wenn wenigstens eine Spur, wie diese Asche, von ihm geblieben wäre!

Ich weiß nicht, ob ich den Verlust des Glaubens be-

daure — ich weiß nicht, ob mir im Besitze desselben wohler sein würde, aber ich weiß, daß man ihn nicht so verlieren darf, wie ich ihn verloren.

Denn ich habe den Glauben nicht abgeworfen, sondern ihn verloren — und das ist ein sehr großer Unterschied.

Man wirft ein altes, unbrauchbares, abgenutztes Ding fort; man wirft es fort, wenn einem nichts mehr daran gelegen ist und man im Stande war, sich ein neues anzuschaffen — aber man verliert oder vernichtet immer etwas noch Nötiges, etwas, nach dessen Verlust eine gewisse Leere bleibt.

In mir ist jetzt ebenfalls eine Leere.

Wann sie entstanden ist, wonach, unter welchen Umständen, das könnte ich nicht genau bezeichnen. Es giebt Menschen, bei denen plötzlich diese Erkenntnis zum Durchbruch kommt, nachdem sie irgend ein Werk gelesen, oder nach einer schlaflosen, in Erwägungen verbrachten Nacht. Mir ist nichts dergleichen passiert. Die ehemaligen Glaubenslehren wurde ich allmählich los, ohne daß ich es merkte — ich möchte sagen, ohne zum Bewußtsein des Verlustes zu gelangen. Jede naturwissenschaftliche Behauptung, jeder philosophische Lehrbegriff, obgleich ich ihn mir nicht zu eigen machte, nahm mir ein Teilchen von ihnen, und so in Bröckchen zerstob alles — ohne Kampf, ohne Reue, ohne vollständiges Verständnis dafür, daß ich etwas verliere, und was ich verliere.

Ich wiederhole noch einmal — den Verlust dieses Glaubens bedaure ich jetzt vielleicht nicht, aber doch fühle ich, daß man ihn nicht in dieser Weise verlieren dürfte.

Es müßte ein Kampf, ein Widerstand, eine Hartnäckigkeit, ein Bewußtsein davon vorhanden sein, was einstürzt, warum es geschieht, man müßte wissen, wodurch man die umgestoßenen Götzenbilder ersetzt.

Ich habe nichts umgestürzt, nichts fortgeworfen, nur alles nacheinander verloren, und ich habe keinen Ersatz für das Verlorene.

Nicht ich allein verliere so den Glauben. Wir büßen ihn fast alle in der Weise ein, daß wir ihn unachtsam da oder dort in Bruchteilchen, in Fetzen zerstreuen, damit wir uns nachher freudig sagen können: „Nun sind wir frei — wie die Tiere.“

Es ist bei uns allen der nämliche, psychische Prozeß, dem wir erliegen, wenn ein kritikloser Skeptizismus unsere Anschauungen anzufressen beginnt.

So ging es auch mir.

Meine erste Ausbildung war streng religiöser Natur, und deshalb bewahrte ich bis zu meinem sechzehnten Lebensjahre alle Eindrücke der Kindheit. Der Glaube war für mich alles; durch sein Prisma sah ich die Welt und das Leben; er war das einzige Licht, das die Nacht der Rätsel erhellte, das einzige Band, das mir die Ansichten über das Universum zu einem System verknüpfte. Diese, wenn auch irrige Weltanschauung genügte mir vollständig, und ich war damals glücklich, obgleich ich es nicht fühlte.

Jene Jahre vergingen jedoch; ich wurde gleichgültig gegen die Kraft des Lichtes, das mir alles nur schwach beleuchtete. Der Verkehr mit Kollegen, die Lust, mich ihrem sittlichen Gebahren anzupassen, erschütterten mein

Glaubensgebäude immer mehr. Aus dem Kinde wurde ein Mann, und einem Manne steht doch ein Gebet nicht zu Gesicht! Ich begann, mich meiner reaktionären Begriffe zu schämen. Das war die Lockerung der Fundamente des Baues. Dann galt es, durch irgend welche Thaten, wenn auch gegen das Gewissen, die Freisinnigkeit der Ansichten zu beweisen. Ach, und damals glaubte ich noch. Ich hatte nur alle äußeren Formen und Gebräuche abgelegt — anfangs aus Lust, mich der Gesamtheit der Jugend anzupassen, später aus Grundsatz. Nichts leichter, als einen Grundsatz zu erfinden, wenn es sich darum handelt, seine Thaten vor sich selbst zu erklären. Im Leben giebt es eine Zeit, da die Thaten nicht aus den Grundsätzen, sondern die Grundsätze aus den Thaten hervorgehen. Und damals brauchte ich noch solche Vorhänge, hinter die ich vor meinem eigenen Gewissen flüchten konnte. Ich hatte zu jener Zeit noch nichts von den Sophisten gehört, und schon schuf ich Sophismen.

Zeremonieen! Was sind Zeremonieen? Das sind maschinenhafte Sätze, die uns zu Gliederpuppen degradieren sinnlose Angewöhnungen, eine Leere, hinter welcher nichts ist.

Es ist wahrlich nicht schwer, auf solch einen Gedanken zu kommen und zum tausendstenmale Amerika zu entdecken. Und wie das blendet! Descartes nach seinem: „je pense, donc je suis,“ war nicht so stolz wie ich nach dem Erfinden dieser großen Wahrheit.

Ich konnte noch keine höhere Stufe der Beweisführung durch Vernunftgründe erzielen, so daß ich in den Formen einen ebenso notwendigen Körper für den Ge-

danke, wie es der Organismus für die Seele ist, hätte sehen können.

Endlich — wie angenehm ist es nicht, etwas zu zerstören; welche Wollust in dem Gedanken, die Weltordnung vollständig umzukehren!

Hat doch auch die Menschheit bei ihrem ersten Entstehen ein gewisses Glück, welches ihr Anteil war, zertrümmert. Alle Philosophien des Orients, alle Religionen sprechen nur davon. Und ob jenes Unheil in Gestalt der Sünde Adams und Evas auftritt, ob es uns entgegentritt ausgeschmückt mit allen Reizen der symbolischen Poesie des Orients, gleich einer Mythe oder als philosophischer Lehrbegriff, stets werden wir diese Schuld, stets den Verlust des ehemaligen Glückes finden. Es ist jemand irre gegangen, und wir büßen dafür — rechtfertigt denn nicht jede Religion in dieser Weise das Dasein des Bösen und des Elends auf Erden?

Aber ich sprach von anderen Dingen. Etwas zu zerstören, wenn sie noch nicht im Stande ist, etwas zu erbauen — das ist die einzige Leidenschaft der Jugend — wer weiß, ob nicht vielleicht die unseres ganzen Lebens, sei's auch nur, um unseren Faden dem allgemeinen Gewebe ebenfalls einzuflechten.

Ich zerstörte also: zuerst ohne Uebung Teufelchen, dann ganze Stücke der Seele, dann krepelte ich mein Leben um, bis ich schließlich die ganze Welt aus ihren Angeln heben wollte. Das geht schnell; kaum bemerkst du, wie die Trümmer fallen.

Die Mücke vor der Kirche abnehmen? Wozu? aus

welchem Grunde? Gott ist doch überall. Nichts ist natürlicher als das. Nun, und ich nahm die Mühe nicht ab.

Ein Gebet sagen? Beten? Gott weiß ja unsere geheimsten Gedanken. Mit Gedanken und Thaten soll man beten, nicht aber mit Worten und Schlagen an die Brust. In der That! ich betete schon nicht mehr. Fasten? zur Kirche gehen? zur Beichte? Das ist doch Thorheit! Kein wahrhaft intelligenter Mensch, noch dazu ein Mann, thut das. Und es ging.

Blatt um Blatt, Zweig um Zweig, Ast um Ast, alles fiel ab von dem Baume, der auf dem Acker der Kindheit aufgewachsen und mit den Wiegenliedern der Mutter, mit den Märchen der Amme genährt war.

Alles ist herabgefallen, als hätte es der Sturm verweht.

Es blieben aber noch Dogmen. Doch auch sie ereilte das Ende, wenn auch viel später. Um ein Dogma zu zerstören, muß man schon einen scharfen Schnabel und spitzige Krallen haben.

Aber wozu hat man die Erfahrung, wozu die Uebung im Zerstören?

Auch diese Zeit kam heran.

Zuvor hatte ich jedoch noch einen Augenblick der plötzlichen Rückkehr zum Glauben, und damit zur ganzen früheren Naivetät. Jetzt möchte ich ein Hohngelächter anstimmen und mich ein wenig schämen über dieses Blatt in meinem Lebensbuche. Es war ein plötzliches Aufleuchten der nach und nach vergehenden Ueberbleibsel, ein letzter Besuch der nie wiederkehrenden Zeit der naiven Glückseligkeit.

Ich sollte nach Prima kommen. Das Glend, die Kälte, die Arbeit hatten mir zu sehr zugesetzt, als daß ich mit leichtem Herzen diese Tage der Dualen hätte verlängert wünschen können. Bei bester Aussicht blieben noch zwei ganze Jahre. Ich zitterte schon bei dem Gedanken, daß ich mich in derselben Klasse noch ein Jahr aufhalten könnte. Ein ganzes Jahr vergeuden! Noch ein ganzes Jahr zugeben zu diesen schrecklichen Jahren! Zu sehr hatte mich schon der Kampf mit dem Glend geschwächt. . . . Das Lateinische ließ mir keine Ruhe. Ich paukte alle Ausnahmen ein, ordnete im Kopfe alle Fälle, in denen man quin und ut gebraucht — und doch konnte ich nichts behalten. Uebrigens — was nützen Studien während der Nacht, nach Tagen angestrenzter Arbeit und aufreibenden Privatunterrichts, oft bei leerem Magen?

Meine Anstrengung war nutzlos.

Der Tag der Prüfung näherte sich. Einige Nächte verbrachte ich beim Cicero und der Grammatik. Vor Ermüdung schließ ich über dem Buche ein, obgleich ich mich fortwährend durch Sodawasser zu ermuntern suchte, indem ich den Mund dicht an den Verschuß legte um kein Atömchen des belebenden Gases zu verlieren. Und jede Flasche kostete zwei Groschen . . .

Es ging jedoch nicht. Wahrscheinlich hatte ich einen zu stumpfsinnigen Kopf fürs Lateinische. Endlich kam die letzte Nacht heran. Der Schlaf trübte mir die Augen, der Kopf fiel vor Ermüdung stets aufs Buch herab, — ich saß die ganze Nacht auf. Das ist für mich eine denkwürdige Nacht, eine schmerzlich denkwürdige.

Ich hatte, um Petroleum zu ersparen, die Lampe verdunkelt; sie beleuchtete das Zimmer nur schwach. Manchmal verlor ich das Bewußtsein von Zeit und Ort, die Gedanken rissen sich vom Cicero, der vor mir lag, los und schweiften ins Unendliche. Ich phantasierte und schlief ein. Mitunter dachte ich an andere Menschen, z. B. an meine Schüler, und stets verglich ich mich mit denselben.

Nun, die sind glücklich. An jeden von ihnen denkt jemand, kümmert sich um ihn, beschützt ihn, und nur ich bin ganz allein wie ein vereinzelttes Glied in diese Welt voll Kampf und Bitterkeit gesetzt. Niemand interessiert sich für mich, niemand reicht mir die rettende Hand. Ganz allein, aus eigener Kraft muß ich mein Stückchen Brot zu verdienen suchen, und noch anderen mithelfen. Und so allein, so ganz allein, ohne Bruderhand, ohne jedes Herz, ohne . . .

Derartig waren meine Gedanken.

Die Morgendämmerung war bereits sichtbar; im Osten rötete sich der Horizont, und strahlend wollte die Sonne hervorbrechen. Das Weltall färbte sich mit zarter Bläue und versank im unendlichen Ozean der seltsamen Seligkeit des Firmaments!

Ich löschte das Licht aus.

Das ganze Zimmer schien durchdrungen von der leuchtenden Atmosphäre, in die das All versenkt war. Ich fühlte um mich den Himmel. Die Bläue des unendlichen Ozeans droben begann mir in Hirn und Seele zu dringen und füllte sie mit Glanz und Entzücken. Ich ging auf in

dieser Himmelswonne, die Seele wurde engelhaft — und ich war im Himmel. . . .

Im Himmel? Gott ist doch dort Herr! ich fühlte Ihn, sah Ihn fast. Er war groß, mächtig, mit einer Hand lenkte Er die Bewegung des Weltalls, mit der anderen streute Er Wohlthaten und Segnungen aus.

So sah ich Ihn, so wollte ich Ihn haben, so lehrte man mich, Ihn sehen . . .

Auf die Kniee!

Ich beugte die Kniee und begann zu beten . . .

„Du bist groß, o Gott, und gut und allmächtig und barmherzig! Höre an das Flehen Deines Kindes, welches mit Vertrauen und Demut Worte der Klage und Bitte zu Deinem Throne emporsendet . . .

Und mein Gebet floss . . .

Ich erinnerte mich der schon längst vergangenen Zeiten, wo ich im Gebet um die Gesundheit und das Leben meiner Mutter flehte, wo ich von Gott mit naivem Vertrauen verlangte, Er möchte doch die Bahn des Weltlaufs ändern und mir dies teuerste Leben vom Untergange erretten.

Jetzt verlangte ich nicht viel. Nur, daß Er mir in dies Leben voll Mühen und Beschwerden einen Strahl der Hoffnung sende, daß er einen Blick seines Auges werfen möge in diese Welt, zu sehen, wie es mir so schlecht ging. Einsam, verlassen mußte ich mich unter den Menschen herumschlagen, mir ist traurig zu Mute, mich friert, ich habe es so schwer, oft über alle Kräfte schwer . . .

Die Prüfung! Zu sehr lag sie mir am Herzen, als daß sie mir jetzt nicht ins Gedächtnis kommen mußte.

Sa — ich flehte Gott an, Er möge mir in seiner Allmacht beistehen. Ich betete wie ein kleines Kind, das Gott um einen beliebten Leckerbissen bittet oder um die Gesundheit seines Püppchens. Die ganze Einfachheit und der Glaube der Kindheit kehrte mir wieder.

Ich ersticke vor Schluchzen.

Schließlich erschrak ich über die Größe meiner Forderungen. Nicht um das Glück flehte ich, nicht um die Beseitigung der Dornen auf meinem Lebenswege, nicht um das tägliche Brot, sondern um das verhängnisvolle Morgen, da sich mein Geschick entscheiden sollte.

Die Sonne ging auf, und es ward Tag, ich aber betete noch und sprach mit Gott.

Endlich schief ich, vom Weinen ermüdet, ein, den Kopf auf dem Fensterbrett, auf den Knien liegend . . .

Die Prüfung bestand ich nicht.

Es erfaßte mich Raserei; mir war, als hätte ich ein Recht, Gott zu zürnen.

In mein Herz drangen Hochmut und Halsstarrigkeit.

Ich spöttelte, höhnte, schmähte.

Schließlich schämte ich mich vor mir selbst. Sich dermaßen zu demütigen, dermaßen kindisch zu werden, dermaßen den Verstand, mit dem ich damals prahlte, einzubüßen — und dafür nichts zu erhalten!

Ich empfand Bitterkeit und zugleich eine gewisse Wollust bei dem Gedanken, diesem gütigen Gott, vor dem man die Kniee beugt, etwas vorwerfen zu können.

Ich war noch ein Kind.

Neue Eindrücke verwischten jedoch schnell diesen schmerzlichen Vorgang und meinen ohnmächtigen Zorn.

Ich wurde sonderbar gleichgültig. Dogma nach Dogma zerfiel in Trümmer, und ich half bei diesem Werk der Zerstörung kräftig mit, las etliche Bücher durch, in denen das Dasein Gottes bestritten war, erwärmte mich für die Physik, vernahm etwas von Voltaire und Darwin, kurzum ich wurde überflug. Noch nie habe ich mich für so vielseitig klug gehalten wie damals. Mit Stolz sah ich auf meine Kollegen herab, mich im Innern unendlich höher schätzend als sie. Niemand besitzt mehr Selbstvertrauen und Hochmut auf Verstand und Wissen, als gerade neunzehnjährige Jünglinge.

Ich suchte ein Ideal, lief mit dem Leben um die Wette in wahnsinnigem Laufe, bis ich bei dieser Jagd alles nacheinander verloren hatte.

Von dem ganzen ehemaligen Glauben blieb mir nur eine neblige Ahnung von Gott als dem höchsten leitenden und schöpferischen Wesen — und von der Unsterblichkeit der Seele. Diese beiden Begriffe hielten am längsten stand, weil ich sie hütete, und es war mir schwer, mich von ihnen zu trennen, ohne durch neue Illusionen einen Ersatz dafür gefunden zu haben. Immerhin bleibt es doch unangenehm, von solcher Höhe herabzufallen.

Eines Tages aber legte ich mir die Frage vor: Weshalb bewahre ich die Ueberbleibsel des ehemaligen Glaubens noch im Innern der Seele?

Darauf konnte ich nicht antworten.

Ich konnte nicht, weil ich außer stande war, durch

Vernunftgründe die Archaismen zu beleben, welche mir irgendwo in verborgenen Winkeln des Gehirnes steckten.

Von diesem Augenblick an habe ich die Seele und Gott verloren.

Habe ich denn damals darunter gelitten? Nein. Ich wurde nicht einmal gewahr, daß ich an einem der größten Wendepunkte des Lebens stand. Leicht, frei, sogar lustig räumte ich auf mit diesen Windelfezen, wie ich die Ueberbleibsel des Gemüths damals nannte, und nicht einen Augenblick habe ich darüber nachgedacht, womit ich die entstandene Leere ausfüllen würde.

Ich will sogar noch mehr sagen: ich empfand eine gewisse Befriedigung im Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, als hätte ich mich von einer scharfen, übermächtigen, drückenden Kontrolle befreit. Giebt's keinen Gott? Desto besser; wenn der Himmel nichts ist, bin ich alles, ich Herr, ich mein Richter, wie schon Slowacki gesagt hat.

Zu gewissen Zeiten scheint dieses Gefühl der eigenen Unabhängigkeit fast ein Glück zu sein. Auch ich fügte mich unschwer diesem gewöhnlichen Resultate.

Nun — so war er eben tot, der uralte Großvater; er war nicht schlecht, aber herrschsüchtig, manchmal langweilig, manchmal veraltet in seinen Ansichten, häufig streng und unnachsichtig gegen die Rechte der Jugend, die er längst überlebt hatte, aber stets danach trachtend, andere geistig zu knebeln und äußerst anspruchsvoll.

Gestorben? — Gut denn, er hat ja lange genug gelebt; es war eben Zeit, anderen Platz zu machen.

In dieser Weise habe ich mir alles mit Vernunftgründen zurechtgelegt.

Und mir war wohl dabei. Ich beendigte gerade das Gymnasium und bezog die Universität. Neue Eindrücke, eine veränderte Lebensweise zogen mich ganz in ihren Bann. Die Freiheit, welche ich nach der gymnastischen Klausur genoß, blendete mich für eine gewisse Zeit. Ich führte ein äußerst lockeres Leben; die bis jetzt unterdrückten Leidenschaften brachen gewaltsam hervor. Das etwas höhere Honorar für die Unterrichtsstunden erlaubte mir, manche verbotene Frucht zu kosten, kurz — ich machte so verschiedene Geschichten.

Ich genoß ein wenig das Leben.

Eine Veränderung bis zur Unkenntlichkeit ging mit mir vor. Aus dem ehemals fleißigen, naiven Knaben entpuppte sich ein Student — ein Bummeler mit höhnischem Lächeln im Antlitz, mit einer gewissen Leere im Kopf und einem Nichts in der Seele. Auf solche Weise verging das erste Universitätsjahr. Wie durch ein Wunder gelang es mir, in den zweiten Kursus überzugehen; doch hätte ich mich keinesfalls ungerecht behandelt halten dürfen, wenn man mich noch ein zweites Jahr hätte sitzen lassen, so sehr hatte ich die Arbeit vernachlässigt.

Jetzt zum erstenmal seit einem Jahre gingen mir die Augen auf. Ich erkannte, wie eitel und ziellos mein bisheriger Lebenswandel gewesen. Und wie ich ihn ohne allzugroßen Eifer angefangen, konnte ich ihn auch ohne Bedauern aufgeben.

Dabei fing auch meine Gesundheit an, immer gebrechlicher zu werden.

Ich raffte mich energisch auf. Die Liebe zur Arbeit kehrte wieder, der Verstand kehrte wieder — aber nicht die Gesundheit und der Glaube. Mit der frischen Gesichtsfarbe schwand auch die alte Unschuld; ich wurde immer komplizierter, sozusagen nach allen Seiten verbogen, daher empfindlicher und schwächer. Ich konnte mich nicht mehr aufrichten. Die idyllisch engelhafte Kindheit wich einer bedeutungsvollen, aber düsteren Jugendzeit.

Und heute . . .

Ach, was soll ich mich darum kümmern! . . .

In dieser Weise habe ich meinen Glauben verloren.

* * *

3. März.

Wahrscheinlich bin ich noch sehr schwach, und die Krankheit macht aus mir einen größeren Idealisten, als ich es in der That bin oder sein will. Ja, im täglichen Leben habe ich zu wenig Zeit für so genaue Erwägungen wie gestern. Nun enthüllt mir diese Unthätigkeit viele Seiten der Seele, die bis jetzt nicht vorhanden, oder eher vielleicht unterdrückt waren. Mit einer gewissen Neugier untersuche ich gegenwärtig mein Inneres; ich forsche, welchen Weg wohl meine Gedanken einschlagen würden, wenn sie ganz und gar sich selbst überlassen und nicht durch die alltäglichen, nichtigen Handlungen nach allen Seiten hin in Anspruch genommen wären. Ueberhaupt bemerke ich, daß

ich zur Träumerei oder, offen gestanden, zu krankhafter Sentimentalität neige. Vor letzterer habe ich schreckliche Angst. Denn wenn ich mich auch nicht zu einem Lebens-Optimismus, etwa nach Stasch's Art, aufschwingen kann, möchte ich doch lieber über alles spotten als weinen, denn schließlich sind alle Klagen und Seufzer ums Leben keinen Heller wert und mildern seine Last absolut nicht. Klagen und Jammern ist die unzulänglichste Philosophie des Lebens. Mit Thränen wird man keine Mauer erweichen, wohl aber können die Augen draufgehen. Besser ist es schon zu fluchen und zu verwünschen, aber am besten, nichts von alledem zu thun, nur zu leben, zu leben wie meine Sophie. Unnötigerweise habe ich sie bemitleidet — ich sollte vielmehr eifersüchtig auf sie sein. Ihre Philosophie ist die vorzüglichste, sie hat nämlich gar keine. Wir haben in uns gewisse böse Geister erweckt, die in unserm Innern schlummerten, einen gewissen Hang zur Selbstbetrachtung, zum Kontrollieren, zu Rechtfertigungen — lauter unerhört anspruchsvolle, ewig unzufriedene, bissige Wesenheiten, und müssen nur denselben unweigerlich dienen.

Ich vermag nicht mehr in den Zustand der Einfalt zurückzukehren. Der in mir erweckte böse Geist wird sich weder einschläfern, noch vollends vertreiben lassen. Er wird stets in mir stecken, um wie ein Schatten jedem Gedanken, jedem Verlangen zu folgen, und stets fragen: „Aber wozu denn? Aber warum denn? Aber zu welchem Zweck denn?“ Alle meine Anstrengungen kann ich nur darauf richten, das Weinen mit Gelächter und die Klagen mit

Spott zu vertauschen. So wird's mir vielleicht auf Erden erträglicher sein.

Heute fragte ich Starzecki, wann ich wohl zum erstenmal werde ausgehen können. Er macht mir Hoffnungen, verhehlt aber selbst nicht, daß ihn diese lange Rekonvaleszenz wundere. Es müßten in mir gewisse erstaunliche Komplikationen vorgehen; das schlimmste jedoch sei, daß das Fieber nicht nachlassen wolle. Dadurch könne ich nicht zu Kräften kommen — und gerade die Kräfte fehlen mir, um mich ganz gesund nennen zu dürfen.

Diese Krankheit ist doch eine ganz dumme Geschichte: Könnte man wenigstens in einem Wagen durch die Stadt fahren, statt in diesen vier Wänden zu versauern. Und gerade heute ist ein Wetter, wie ich es leidenschaftlich liebe; ungefähr 15° Kälte; der Schnee knistert unter den Füßen, und der Himmel ist so rein, als hätte er nie Regenwolken gekannt. Welche Freude wäre es, per pedes wenigstens bis nach Lazienki*) zu laufen! —

Ich empfinde schon schreckliche Sehnsucht nach meinem lieben Warschau, seinen Trottoirs und nach seinem ganzen Straßenlärm. Wenn ich erst ausgehen kann, werde ich gleich am ersten Tage mit Stasch eine Wanderung durch die Stadt antreten. Das wird einmal ein Fest werden!

Meinem Warschau bin ich kindisch zugethan. Vielleicht ist diese Anhänglichkeit, diese Liebe zu einem Winkelchen der Welt lächerlich, aber mich belebt sie wirklich ein wenig. Wodurch könnte ich mir wohl meine abendlichen Wan-

*) Prachtvolles Lustschloß bei Warschau.

derungen in den Straßen von einem Ende der Stadt zum anderen verfüßen, hätte ich nicht diese Sympathie für Trottoirs, Gebäude und Gaslaternen?

Der Lappe sehnt sich nach seinen userlosen Schneezeeanen, der Araber nach seiner Wüste — ich mich nach meinen Gasflammen, die auf den Plätzen wie Sterne am Himmel dicht nebeneinander aufleuchten — nach meinen Trottoirs und Häusern, nach den Maueralleen und nach den Himmelsstreifen über den Straßen.

Man muß nur in alles Empfindung legen können. Dann hat sogar ein am Wege liegender Stein, ja selbst die Aufschrift über den Läden Seele.

* * *

4. März.

Heute früh mußte ich während eines Gespräches mit Stasch ohne jede Veranlassung Blut brechen; das ist nun das dritte Mal in einem Monat. Was soll das alles bedeuten? Die Geschichte fängt an, mich ungeduldig zu machen — und mich schließlich auch zu beunruhigen.

Jetzt ist mir etwas besser, und ich kann so ziemlich sitzen, aber vormittags war ich außer stande, mit Hoffmann deutsch zu lernen. Ich dachte, ich würde mich zwingen können und hat ihn, eine Viertelstunde zu warten — aber auch dies hatte gar keinen Zweck. Er ist etwas langweilig, der gute Hoffmann, und nebenbei schnupft er leidenschaftlich; aber gerade heute, ich weiß nicht warum, konnte ich den Geruch des Tabaks nicht ertragen. Ich mußte ihn schließlich bitten, mich schleunigst zu verlassen.

Ueberhaupt bin ich heute verstimmt; alles reizt mich: Staschs Abwesenheit, Hoffmann, auch Starzecki, sowie die ganze Krankheit, und wer weiß, was sonst noch. Nicht einmal in Starzeckis Gegenwart konnte ich mich genügend beherrschen. Schon weil er ohne Entgelt jeden Tag zu mir kommt, sollte ich Dankbarkeit für ihn fühlen und ihm gegenüber höflich sein. Aber heute war es mir wirklich unmöglich. Der neue Blutsturz hat mich mehr erschreckt, als ich es zeigen will. Ob mit Recht oder Unrecht, — ich schrieb Starzecki einen Teil der Schuld an der langsamen Heilung zu und gab ihm das mit einigen Worten zu verstehen. Jetzt bedaure ich es sehr, denn er ist ein guter Mensch; daß er keine Kapazität geworden, daß ihn Mutter Natur so geschaffen hat, wie er eben ist, ist doch nicht seine Schuld.

Morgen will ich daher doppelt liebenswürdig sein. Ich hoffe, daß Stasch, welcher mit ihm zusammen herausgegangen war, mein unpassendes Verhalten in irgend einer Weise entschuldigt haben wird. Mit den Augen machte er mir immerzu Zeichen, die bitteren Worte zurückzuhalten, und sicherlich nur, um mich zu entschuldigen, gab er ihm das Geleit. Stasch kennt ja meinen Rappel.

Ich weiß nicht, ob ich es sitzend bis zum Abend aushalten werde, doch möchte ich Staschs Besorgnis dadurch etwas beruhigen; auch er erschraf heute so heftig über das Blut!

Liegen will ich aber nicht länger — erstens weil es mir schon rasend überdrüssig ist und zweitens, weil ich anfangs, einen instinktiven Widerwillen gegen das Bett zu

empfinden. Alles, was nur an die Krankheit erinnert, wird mir zum unsagbaren Ekel. Ich werde anordnen, daß Lucka wenigstens für ein paar Stunden das Bett zurechtlegen soll, damit ich mich von der Aussicht auf verdrückte Kissen befreie. Diese Kissen, diese Decke, dieser Strohsack — — alles sind Symbole der Schwäche und des Leidens; endlich einmal will ich ihnen die Freundschaft kündigen.

Nun ärgern mich nur noch die Arzneiflaschen; ich werde Stasch bitten, er möchte sie irgendwo zum Teufel werfen. Weshalb soll man sie immer vor Augen haben? Genug, daß mich der Husten quält, und die Brust schmerzt; was brauche ich noch die Symbole dafür?

Ich fürchte, ich habe an Amelka nicht geschickt genug geschrieben. Zum zweitenmal lese ich den Brief durch, und immer wieder scheint es mir, als ob sie alles erraten müsse. Schließlich, wenn ich auch schreibe, daß ich ein wenig krank bin — — aber wie sollte ich es schreiben — wozu? Weiß ich denn selbst, was mir fehlt? Husten, Schwäche — das ist doch noch keine Krankheit; ich schäme mich wahrhaftig, im Bett liegen zu müssen. Da — irgend ein böser Geist hat sich an dich geklammert, macht dir die Glieder krumm und lahm, du aber, Glender, mußt ihn leiden, bis er dich wieder losläßt.

Ist diese Situation nicht dumm?

* * *

5. März.

Mein Stasch hat einen großen Kummer. Ich denke unausgesetzt darüber nach, was es sein kann; wäre ihm jemand gestorben oder erkrankt, hätte er es mir wohl ge-

sagt. Er will aber trotz meines inständigen Drängens und Bittens nicht mit der Sprache heraus. Er reißt sich sogar mit Gewalt von mir los und will mich krampfhaft versichern, daß ihm nichts passiert sei — aber mich kann er doch nicht täuschen. Zu gut kenne ich ihn, um nicht beurteilen zu können, in welcher Stimmung er sich befindet.

Gestern abends kam er bleich und schrecklich verändert heim, und als er mich begrüßte, sah ich, wie er zitterte. Auch frappierte es mich, daß er sich mit aller Kraft bemühte, sich zu beherrschen und nichts merken zu lassen. Das Abendbrot ließ er unberührt stehen; statt wie sonst an die Bücher zu gehen, setzte er sich auf mein Bett, und ohne wahrscheinlich selbst zu wissen, warum und weshalb, umarmte und küßte er mich wie nie zuvor — mit thränenden Augen. Ich war erstaunt und erschrocken über diesen seltsamen Ausbruch. Da ich wußte, daß eine vertrauensvolle Aussprache ihm Linderung verschaffen könnte, fragte ich geradezu, was ihm fehle. Er wurde noch verwirrter, und ich sah, daß es ihm leid that, seinen Schmerz offenbart zu haben. Ich drängte ihn, zu sprechen, er wurde immer verlegener, stotterte, entfärbte sich und ward, seine Verwirrung fühlend, ärgerlich auf sich selbst. Schließlich lief er, kaum den Ueberzieher umhängend, aus dem Zimmer, ohne etwas zu sagen. Ich sah, daß ihm meine Fragen unbequem gewesen waren, und doch hatte er keine Gereiztheit gezeigt, wie früher in solchen Fällen stets. Im Gegenteil, er trat immerfort an mein Bett, drückte mich an seine Brust, küßte mir die Stirn, kurzum war gerührt wie nie. Obgleich ich mich um ihn furchtbar ängstigte und ihm am

liebsten sein Geheimnis entlockt hätte, beschloß ich doch, nicht mehr zu fragen und zu thun, als ob ich nichts sähe.

Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, hatte er, wie es schien, vom Weinen gerötete Augen. Er hatte geweint! Eine ganz unerhörte Sache bei ihm.

Ein starkes Mitgefühl ergriff mich; ich veranlaßte ihn, sich neben mich aufs Bett zu setzen und, indem ich mich zur Ruhe zwang, lenkte ich das Gespräch auf unsere projektierte Abreise an eine ausländische Universität. Sein Gesicht verzog sich, jedes meiner Worte schien ihn zu foltern, und doch bemühte er sich mit aller Kraft, das Thema aufrecht zu erhalten und wollte mir, ich weiß nicht warum, krampfhaft versichern, daß wir unsern Vorsatz sicher ausführen würden.

Als ich aber wider meinen Willen eine abwehrende Handbewegung machte und sagte: „Ei, wer kann wissen, wie es kommt“, traten ihm plötzlich wieder die Thränen in die Augen, und er küßte mir die Hand.

Ich ward zur Salzsäule; das war ja schon etwas ganz Abnormes, etwas Krankhaftes. Im ersten Augenblick glaubte ich, er sei wahnsinnig geworden und fragte ihn erschrocken, ob ihm nicht wohl sei. Er sagte, daß er Fieber habe und sich seit dem Morgen schon unwohl fühle. Hastig versicherte er mir, daß alle seine Eigentümlichkeiten nur eine Folge des Unwohlseins wären und daß morgen alles wieder in Ordnung sein würde. Dabei freute er sich so über diese Krankheit, redete sich so in sie hinein, als wäre sie der größte Schatz für ihn.

Ist er vielleicht wirklich krank? Bei Nacht schlief er nicht, denn ich hörte, wie er sich von einer Seite auf die

andere warf. Heute stand er wie gerädert auf und spricht nichts. Nur um mich zeigte er sich besorgt und bekümmert — bis zur Uebertreibung.

Was ist das? Was ist ihm geschehen? Ich weiß es nicht. Heute werde ich meine Fragen erneuern, denn mich kränkt dieser Mangel an Vertrauen. Nur eins könnte ich mir denken: vielleicht hat er keine Auszeichnung für die Abhandlung erhalten, die er geschrieben hat. Aber deswegen würde er doch nicht weinen; dazu ist er viel zu stolz.

Ich zerbreche mir den Kopf; aber ich kann zu keinem Schlusse kommen.

* * *

6. März.

Eine unerklärliche Angst packt meine Seele. Ich weiß nicht, was mit mir ist, aber das fühle ich, ich stehe am Vorabend irgend einer Katastrophe. Was geschehen wird, kann ich nicht begreifen, aber etwas wird geschehen.

Vielleicht ist es die Nacht und die Einsamkeit, die mich so traurig stimmt — vielleicht — aber ich habe schreckliche Angst vor etwas Unbestimmtem.

Der ganze heutige Tag verging traurig, fast grabesstill. Selbst Sophiens gewohnte Fröhlichkeit wurde durch Staschs tragische Miene unterdrückt. Mein Gott! was fehlt ihm? Nie habe ich ihn so gesehen.

Ein unbestimmter, nicht näher zu bezeichnender Argwohn klammert sich gewaltsam an mich. Ich fürchte mich, ich fürchte mich schon, zu fragen

* * *

7. März.

Wie sehr unser Gemüt von den verschiedenen äußeren Bedingungen abhängig ist, zeigt mir als bestes Argument so recht meine gestrige Aufzeichnung in meinem Tagebüchlein. Ich schrieb sie abends in hitzigem Fieber, während mir die krankhaft erregte Einbildungskraft die seltsamsten Bilder vorspiegelte. Der Geist ist dann wie in einen Sack gebunden, düster und verworren — und wenn man sich auch noch so sehr bemüht, einen Anfall von Melancholie abzuschütteln, alle Anstrengungen bleiben erfolglos. Man fühlt sogar die ganze Abnormität dieses Zustandes, ohne doch aus seinem Zauberkreise heraus zu können, weil jenes Bewußtsein selbst einen abnormen, ungewöhnlichen Charakter annimmt.

Bin ich vielleicht weniger traurig, weil ich weiß, daß ich traurig bin? Nicht im geringsten. — Man gerät nur in einen *circulus vitiosus*, und der Geist bringt dabei schließlich nur die allerdings sehr logische Sentenz zu Wege: ich bin traurig, weil ich traurig bin.

Nun habe ich aber heute durchaus nicht die Absicht, eine Abhandlung über die Traurigkeit zu schreiben. Im Gegenteil, seit dem frühen Morgen bin ich in der rosigsten Laune. Der Sonnenglanz erheitert die Physiognomie der ganzen Welt dermaßen, daß diese Freudigkeit fast zu groß wird für meine Seele. Es ist, als ob dieser Sonnenschimmer in die geheimsten Gehirnkammern eindrange, als ob dort auch nicht ein versteckter Winkel wäre, in dem sich nicht, durchs Prisma dieses Glanzes betrachtet, die Welt in sonniger Helle darstellte.

Stasch allein bildet eine Ausnahme von dieser allgemeinen Freudigkeit. Er geht stets mit einer Grabsmiene herum, als hätte er schon die halbe Welt begraben und beabsichtigte, die andere Hälfte baldigst nachfolgen zu lassen.

Ihm muß etwas passiert sein.

Den Arzt empfing ich heute mit übertriebener Zuvorkommenheit. Dadurch wollte ich ihn um Verzeihung bitten für meine unpassende Erregtheit vom Freitag. Wir drückten uns so zärtlich die Hände, daß beinahe die Gelenke knackten, und ich sah, daß er ziemlich befriedigt von mir ging. Er ist eine von Grund aus rechtschaffene Kreatur, fast zu rechtschaffen für einen Arzt. Er zeigt Rührung, wo er helfen sollte, und das ist doch wahrhaftig etwas sehr Unnötiges.

* * *

8. März.

Ich bin ein wenig in Sorge um Sophie; trotz ihres Versprechens kam sie gestern nicht. Ich bat Stasch am Abend, er möchte zu ihr gehen und sich nach ihrem Befinden erkundigen — er gestand mir, daß er gerade von ihr zurückkehre. Die Aermste hat zwei, wenn auch weniger gut bezahlte, Stunden verloren, und das hat sie sehr niedergeschlagen gemacht. Da sie mir aber durch ihre Sorgen keine Unannehmlichkeit bereiten wollte, zog sie es vor, sich mit ihrer Kummernis allein abzuquälen, weil sie sich nicht stark genug fühlte, mir dieselbe zu verbergen. Sie war Stasch dankbar für seinen Besuch und bat ihn, mir diesen ungünstigen Vorfall zu berichten.

So hat es mir Stasch erzählt; ich fühle aber doch, daß sie ein Geheimnis vor mir haben. Dies alles will nicht mit Sophiens Charakter übereinstimmen. Ich bestreite nicht, daß der Verlust zweier Stunden sie ein Wenig traurig stimmen kann, aber woher kommt dann wieder diese seltsame Besorgnis um mich? Sie wollen mich nicht betrüben? Weshalb haben sie es mir dann gesagt? Endlich, wie kommt Sophie zu dieser für sie unerhörten Reflexion? Stets hat sie mir ihre kleinsten Unannehmlichkeiten oder Freuden anvertraut, weil sie ein instinktives Bedürfnis hatte, alles mit mir zu teilen, hauptsächlich um sich an meiner Teilnahme aufzurichten. Mit naivem Egoismus dachte sie früher nie darüber nach, wie ich diese oder jene ihrer meist kindlichen Sorgen aufnehmen würde, und nun plötzlich solche Manipulationen! Und wie naiv ist sie bei alledem! Wenn sich's mit diesen Unterrichtsstunden wirklich so verhielte, denkt sie denn, daß mich diese Kunde mit Schrecken erfüllen könnte? Wenn sie weniger hat, so kann ich doch mehr haben, und die Kunst des Teilens besitzen wir schon seit langer Zeit.

Natürlich ist die Sache jetzt nur darum schlimm, weil ich Glender nichts verdienen kann. Ach diese Krankheit, diese Krankheit! Wie empfindlich hat sie mich getroffen! Seit einer Woche müssen Stasch und Sophie alle Auslagen bestreiten. Sollte es noch länger dauern, würde ich gezwungen sein, ins Krankenhaus zu gehen. Sie wollen zwar nichts davon hören, doch kann ich ihnen nicht länger zur Last fallen.

9. März.

Um mich herum geht etwas Wunderbares, Unbegreifliches vor. Sophie kam gestern so bleich, so furchtbar verändert zu mir, als hätte sie die schwerste Krankheit durchgemacht. Sie verfiel dann einigemale in krampfhaftes Weinen, und erst nach vielen Anstrengungen gelang es Stasch, sie etwas zu beruhigen. Sie sollte den ganzen Abend bleiben, ging aber schließlich schon vor sechs Uhr fort.

Ich lag wie ein Dummkopf, verstand nichts und fürchtete mich doch, zu fragen. Wie zum Trotz wurde mir gegen Abend immer schlechter; zuweilen fiel ich in ein gewisses Hindämmern, das sie nur immer mehr erregte.

So kann es nicht weitergehen; morgen werde ich geradezu fragen, was sie mir verheimlichen, denn ich fühle, hier geht etwas Schreckliches vor. Es ist mir lieber, alles zu wissen, denn sonst werde ich wahnsinnig.

Und weshalb kommt Amelka nach Warschau? Sophie hat mir ganz deutlich gesagt, daß man nach ihrem Briefe auf eine derartige Absicht schließen kann.

Was soll das alles bedeuten? Sollte sie ihre Stellung verloren haben? Wie würde sich dann die Zukunft gestalten? Ich krank, sie ohne Stellung, Sophie verliert die Unterrichtsstunden (denn es muß wohl wahr sein, da sie täglich einige Stunden bei mir zubringt) — was werden wir anfangen? Sie kennt wahrscheinlich unsere Lage nicht — natürlich kennt sie sie nicht, da wir ihr von meiner Krankheit nichts geschrieben haben — und deswegen entschließt sie sich dazu.

Ich mag garnicht daran denken. Ich bin krank und kann mein Leben nicht mehr lenken. O, wie fürchte ich jeden kommenden Morgen.

* * *

11. März.

Sollte es denn schon so schlecht mit mir stehen, daß sie meinen Tod für möglich halten?

Was war das nur gestern? — ich weiß nicht, war es ein schrecklicher Traum, eine Phantasie — ich weiß es wirklich nicht.

Warum hielten sie es für den Todeskampf? Denn ich hörte, ich hörte genau, wie einer von ihnen ausrief: „Er stirbt!“ — Sie haben also etwas Ähnliches erwartet und warum? warum? Wenn etwas daran ist, weshalb weiß ich nichts davon?

Mit meinen eigenen Gedanken kann ich mir nicht raten. Dies Gestern hat mich vollends aus allen Fugen gebracht.

Es giebt eine Tiefe, mit der verglichen selbst die Bodenlosigkeit ein Nichts ist. — Und ich stehe gerade über einer solchen . . .

Es war ein schrecklicher Tag. Bis ans Ende meines Lebens wird er mir im Gedächtnis bleiben.

Ich erwachte wie gewöhnlich in ziemlich guter Laune, und die Zeit bis zum Frühstück verging mit Blandern. Beim Thee neckte ich Stasch harmlos mit seiner Geschicklichkeit im Eingießen. Erst eine Cigarette wurde mein Verderben. Ich verschluckte ein wenig Rauch, und das hatte einen Hustenanfall zur Folge, wie ich ihn im Leben

weder an mir erfahren noch bei andern gehört hatte. Es ist schwer einen Ausdruck zu finden, der klar bezeichnen könnte, was es eigentlich war: eine teuflische Musik der Lungen, der ganzen Eingeweide, ein Geheul, Piepen, Würgen, Köcheln, eine ganze Skala der fürchterlichsten Zammertöne — alles — nur keine menschliche Stimme.

Von Zeit zu Zeit horchte ich auf diese seltsamen Zammertöne, um ihren Ursprung zu ergründen, da ich nicht erkennen konnte, ob meine Lungen dieselben ausstießen. Mein ganzer Körper war derart erschüttert, daß Stasch meinen Zustand im ersten Augenblick für einen Gliederkrampf hielt. Manchmal griff ich instinktiv mit beiden Händen nach meiner Brust, einfach aus Furcht, daß sie mir plazen könnte.

Eine halbe Stunde verging in solcher Qual. Die Kräfte verließen mich vollständig, und Stasch mußte mich auf den Rücken zurechtlegen, um mir die Arznei in den Mund gießen zu können. Ich lag wie ein Abgestorbener, und nur ein leichtes Köcheln verriet, daß ich mit diesem Husten nicht die ganze Seele ausgehaucht hatte. Der arme Stasch war vielleicht erschrockener als ich und fast von Sinnen. Mit heißem Thee verbrannte er mir den Mund, goß mir Eau de Cologne in die Augen, warf Stühle um, verschlimmerte mit einem Worte die Situation dreifach.

Ich beruhigte mich nach und nach, und alles kam wieder ins richtige Geleise.

Die Zeit verging, und ich fühlte mich wieder wohler; nur in der Brust blieb ein rauher, stechender Schmerz.

Ich verfiel in förmliche Apathie, dachte an garnichts und vertiefte mich in die Betrachtung des Bettdeckenmusters. Wir beobachteten beide tiefes Schweigen. Von Zeit zu Zeit neigte sich Stasch über mich, um sich zu überzeugen, ob ich schlief.

Dann drückte ich sofort die Augen zu aus Angst, er könne etwas fragen. Ich mochte mich nicht losmachen von dieser Mattigkeit und schlummerte fast ein.

So kam der Mittag heran.

Ich lag im Schlummer mit halb geöffneten Augen und erwachte plötzlich beim Geräusch der sich öffnenden Stubenthür. Es war Sophie; sie trat, wie gewöhnlich, etwas hastig, mit vor Kälte geröteten Wangen ein, stampfte ohne Umstände mit den Füßen und fing schon beim Eintritt an, schnell zu sprechen. Aber ich merkte wohl, daß sie ihre wahre Stimmung maskierte und sich zur Heiterkeit zwang.

Ein energisches „Pst“ bannt sie auf der Stelle. Stasch giebt ihr mit Kopf, Händen und Füßen die ersten Erklärungen von dem, was vorgefallen. Nun geht eine plötzliche Veränderung vor sich. Sophie bleibt wie eine Bildsäule stehen, richtet die erschrockenen Augen bald auf mich, bald auf Stasch, bis ich endlich ein Lebenszeichen von mir gebe und lächelnd sage: „Es hat nichts zu bedeuten“.

Wiederum ein Wechsel der Situation: Alle drei fangen wir an, uns zu bewegen und zu sprechen, jeder etwas anderes, zuletzt überlaut, fast lärmend, so daß wir einander nicht mehr verstehen können. Sophie fragt, Stasch übertreibt im Erzählen, möchte in einem Atem alles mit

zehnfachen Einzelheiten berichten, was ihm natürlich mißlingt, ich opponiere und beruhige. Ein wahrer Turmbau zu Babel. Sophie weiß nicht, was sie thun soll, ob mir zulächeln oder Stasch zuhören. Sie vollführt beides, daher wechselt ihr Gesichtsausdruck jeden Augenblick. Ich sehe, daß sie sich durchaus nicht orientieren kann.

Plötzlich muß ich würgen, doch es thut nichts, es geht vorüber. Ich huste nur auf und spreche fort. Sophie fängt an, mich ohne weiteres zu küssen; sie stellen sich heiter, wir lachen insgesamt, ich am lautesten . . .

Ich muß zum zweitenmal würgen. Es thut nichts, auch das geht vorüber.

Wir sind über etwas äußerst erfreut. Mir kommt es jedoch immer so vor, als ob sie Komödie spielen. Aber es thut nichts — wir spielen gut. Sophie ist in ihrem Element, läuft im Zimmer umher, klatscht vor Vergnügen in die Hände und schwätzt unaufhörlich. Sie erinnert sich, daß sie Stasch noch nicht begrüßt habe; eine neue Ursache zu allgemeiner großer Heiterkeit. Sie bewillkommen einander dreimal, zärtlicher und herzlicher als gewöhnlich. Ich weiß nicht warum diese ganze Szene anfängt, mir sehr zu gefallen, obgleich ich ihnen noch immer nicht traue. Ich pfeife beinahe vor Freude, bin wie berauscht, schlage die Hände überm Kopf zusammen, berste vor Lachen — will ihnen etwas sagen . . . sie hören aber nicht . . .

Plötzlich muß ich wieder würgen. Huste auf . . . Schadet nichts, es ist gut . . . Nein . . . ich fühle schrecklichen Kitzel im Halse und eine durchdringende Leere in der Brust.

Ich fange an, einmal ums andere den Speichel zu verschlucken. Es hilft nichts; ich fühle die Furie, die meine Brust zusammenpreßt. Aber ich will mich doch überwinden, ihnen etwas äußerst Lustiges sagen — das Gesicht nahm schon halb den entsprechenden Ausdruck an, die ganze Körperlage war vorbereitet zur deutlichsten Illustration der betreffenden Worte; der Einfall — schon . . . schon . . . will ich ihn aussprechen . . . da — ich würge wieder . . . — nein, ich muß mich überwinden; ich mache den Mund zu, atme durch die Nase . . . Nein — auch das will nicht helfen.

Das Blut steigt mir zu Kopf, mir wird heiß . . . ich drücke mich in die Kissen, sie denken, daß ich so lache, ich ersticke . . . Sophiens silberne Stimme tönt durch das ganze Zimmer, mir scheint, daß alle rasend werden . . . ich höre . . .

Plötzlich geschieht etwas Unerhörtes. Ein furchtbares Winseln oder Heulen entreißt sich meiner Brust, und ich verliere fast das Bewußtsein.

Der rasende, bis dahin unterdrückte Orkan in der Brust bricht mit jäher Heftigkeit hervor.

Es beginnt ein Ringen. Ich heule einfach; der Kopf scheint in Stücke gerissen, im Gehirn lodert Feuer; in der Lunge pfeift es wie der Wind in der Wüste — ich fühle eine Leere, eine nicht auszufüllende Leere, ringe nach Luft, lechze vor Durst . . . Ich winde mich wie in Krämpfen; ich fühle nicht mich, fühle nur den Abgrund, den ich in der Brust und im Leibe habe; nur er ist da, er verursacht meine Qualen.

Endlich verdeckt mir ein Nebel die Augen, ich sehe nichts mehr, ich versinke in einen grundlosen Schlund, in welchem alles rot ist, purpur, granatfarben, schließlich schwarz — ich kann mich auf nichts mehr besinnen . . .

Irgend eine Last befällt meine Brust, drückt mich gänzlich nieder. Ich werde aufgehalten über dem gräßlichen Schlunde; ich fange an, mich schnell in die Höhe zu schwingen — es wird immer lichter und klarer.

Ah . . . ich lebe, ich bin! Schon kann ich sehen, sogar hören.

Das ist die arme, immer heftiger weinende Sophie, die mich so krampfhaft drückt. Eine Flechte ihres blonden Haares liegt auf meiner Schulter. Augenblicklich kann ich mich auf nichts besinnen, wundere mich über nichts. Ich sehe nur mit dem Körper, physisch, bewege mich mechanisch, stottere etwas . . . Alles ist äußerst natürlich. Sophie weint? Wahrscheinlich soll es so sein. Stasch kniet und reibt mir die Füße? Auch dies ist wahrscheinlich notwendig. Alles ist gut, nur mir beginnt etwas zu fehlen. Im Gesicht fühle ich rasende Hitze, der Kopf wächst, wächst . . . gleich wird er plazen . . . Atem . . . Atem . . . ich ersticke.

Ich wälze mich hin und her, um meine Brust von der sie bedrückenden Last zu befreien . . . und sinke ohnmächtig in die Kissen . . .

Ein schrecklicher Ruf: „Er stirbt, er stirbt!“ gelst mir ins Gehirn. Ich fange an, es zu glauben, ohne es recht zu verstehen; zugleich entferne ich mit den heftigsten Bewegungen alles von meinem Körper, zerreiße das Hemd,

drücke die Nägel tief in mein Fleisch . . . Atem . . .
Atem . . . ich werde starr . . . ich erstickte . . .

Endlich! Aaaa . . . ich atme auf! Thränen rollen
meine Wangen hernieder; ich weiß nicht, wo sie her-
kommen. Ich fange an, fest daran zu glauben, daß ich im
Todeskampfe liege. Ich spreche etwas, ohne jeden Zu-
sammenhang, die Lippen zittern heftig.

Oh, alles verstehe ich jetzt vorzüglich. Jawohl — ich
liege im Todeskampfe. Es thut nichts. — Das ist Sophie.
— Was weint sie denn? Nun, ich sterbe doch; ja, es ist
sehr natürlich, daß sie weint. Aber es thut nichts. — Was?
— Es ist schrecklich hell. — Wozu ist denn hier der Haken
in die Zimmerdecke eingeschlagen, da doch keine Hängelampe
vorhanden ist? Oh . . . Thorheit. — Hm . . . was wollte
ich denn? Etwas wollte ich doch. — Aha! Sophie! —
Also ich sterbe. Es ist wahr, wahr ist es, daß ich sterbe.
— Ich muß Abschied nehmen. Gut . . . sehr gut . . .
nachher . . . ein wenig später; ich liege doch im Todes-
kampfe. — Der Haken? jawohl . . . gut . . .

Abgerissene Gedankenfetzen drängen sich in meinem
Kopfe. Vor meinen Augen tanzen in unerhörter Ge-
schwindigkeit die verschiedensten Bilder; keines derselben
kann ich festhalten, alles erscheint und verschwindet in blitz-
artiger Beleuchtung. Keinen Augenblick zweifle ich, daß ich
im Todeskampfe liege, ich kann es nur nicht recht fassen.
Stets erwarte ich, daß noch ein Augenblick kommen müsse,
etwas . . . etwas . . . daß ich alles verstehen könnte. Der
Vorhang, der mir die Sehkraft hindert, muß jeden
Augenblick, jede Sekunde sinken . . . und siehe — alles

würde dann gut sein, alles sich aufklären, es würde eine Harmonie beginnen . . . etwas Ungewöhnliches . . . Ungekanntes . . . das Ende . . .

Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht. Unbewußt flossen meine Thränen. Nach und nach erfaßte mich ein schreckliches, unendliches Wehe. Die Lippen zucken immer mehr; ich will etwas sagen, aber der Hals ist mir wie zugeschnürt, und kann die Stimme nicht durchlassen. Ich atme immer schneller und verfall in Schluchzen.

O, jetzt weiß ich schon, daß ich weine und warum ich weine. Uebrigens weine ich ja nicht allein: Sophie schluchzt nervös. Stasch kämpft mit den Thränen und kann kein Wort hervorbringen. Ich bin von Lieben umgeben — sie bedauern mich, sie fühlen mit mir . . .

Eine immer größere Traurigkeit ergreift mich; das Schluchzen geht in stilles, herzliches Weinen über wie bei einem Kinde, dem man mit etwas wehe gethan hat. Ich bemitleide mich selbst, und leises stilles Weh füllt mein Herz. —

Traurig . . . schrecklich . . . unendlich traurig bin ich . . . Ich bin so arm . . . so elend . . . habe keine Mutter . . . niemanden . . . bin allein, wie ein losgelöstes Glied . . . und muß nun sterben wie ein Elender, Verlassener, Unglücklicher . . . Mutter, Mutter!

Ich weine leise, meine ganze Seele weint. Ich denke weder an den Tod, noch an Sophie oder an Stasch, einfach an gar nichts. Nur mit mir habe ich Mitleid. Ich krümme mich und ziehe mich zum kleinsten Knäulchen zu-

sammen, denn ich denke, je unscheinbarer ich mich mache, desto mehr Recht habe ich zu klagen.

Ich fühle mich so klein, so arm, so elend wie ein kleines, hungriges, mutterloses, geschlagenes Kindlein; wer würde da nicht weinen?

Langsam, langsam werde ich ein wenig stiller. Mit den Thränen fließt Leid und Rührung davon; still und sanft fange ich an mich allmählich selbst zu beruhigen. Ich brauche in Gedanken die zärtlichsten und überzeugendsten Ausdrücke, behandle mich wie ein Kind, nenne mich mit den süßesten Namen und mache mir milde Vorwürfe über die Schwäche, der ich erlag. Ich fürchte sogar, mit den geringsten Worten meiner Eigenliebe zu nahe zu treten und mich selbst zu verletzen. —

Nun, sei stille, mein Herz, beruhige dich. Dir ist doch nichts Böses geschehen. Pfui . . . es ist ja eine Schande, zu weinen wie ein kleines Kind. Du bist doch ein Mann . . . Du bist traurig? Ich weiß ja, daß du traurig bist, aber warum weinst du so darüber? Es paßt sich nicht, es paßt sich wirklich nicht, derart zu plärren. Siehst du, man wird dich auslachen. Habe ich nicht recht? Sage ich es nicht? Es ist unpassend; man wird glauben, du seiest ein altes Weib; du willst doch aber kein altes Weib sein? Nicht wahr? Wie, du willst doch nicht? Siehst du wohl . . .

Nun, so sei doch stille . . . beruhige dich . . .

So spreche ich beständig zu mir. Ich erlasse mir zwar den Tadel für diese kindlichen Aufwallungen, aber ich gebe mir das Wort, daß sie sich nicht wiederholen sollen. —

Natürlich werden sie sich nicht wiederholen. Es war ja nur eine augenblickliche Erregung, nichts weiter, und jetzt ist schon alles vorüber. Ist sie schon wirklich vorüber? Natürlich! Nun, jetzt mußt du aber in irgend einer Weise gutmachen, was du gesündigt. Siehst du, Sophie weint, Stasch ist bleich wie ein Schatten; das hast du alles angerichtet. Ah . . . Schande! . . . Heute weinen sie, aber wie wird es morgen sein? Du hast dich nur zum Narren gemacht, denn du bist doch nicht gestorben, obgleich du anscheinend im Todeskampfe lagst . . . Siehst du wohl, wie dumm du noch bist; und wie du dich in die Irre führen ließest!

Ich schäme mich dieser augenblicklichen Schwäche sehr, die letzten Spuren der Nüchternung verschwinden vollständig. Ich spreche nicht mehr zu mir, sondern denke einsichtsvoll darüber nach. Mein Weinen kommt mir wie eine derart kindische, sinnlose, einfach lächerliche Sache vor, daß ich nicht weiß, was ich thun, was ich sagen soll, um in ihren Gemüthern das Andenken an diese mich kompromittierende Szene zu verwischen. Niemals, niemals gab ich mir solch eine Blöße.

Es trat eine gewaltsame Reaktion ein.

Erzürnt, aufgebracht, verlegt kehrte ich das Gesicht der Wand zu und überließ sie sich selbst. Mögen sie denken, was sie wollen, meinerwegen, daß ich im Todeskampfe liege. Sogar besser, wenn sie es denken — wenigstens kann dies mein Benehmen rechtfertigen.

So lag ich bis zum Abend, ohne irgend ein Wort zu sprechen. Was sie thaten? — Ich weiß es nicht. Ich

hörte Sophie weinen; schließlich fingen sie an zu beraten, wer zu Starzecki gehen sollte. Endlich ging Sophie, und da sie ihn nicht zu Hause traf, kam sie allein bald wieder. Ab und zu traten sie auf den Zehen zu mir, um sich zu überzeugen, was ich mache — aber ich stellte mich immer, als ob ich schlief. Endlich schlief ich wirklich ein; in- zwischen muß Starzecki hier gewesen sein, denn ich habe wieder eine neue Arznei, die ich schon über Nacht einnehmen mußte.

Heute stelle ich mich, als ob ich mich auf nichts befinne, auch sie sprechen nichts davon. Wir benehmen uns alle wie nach einem Begräbniß; wir sprechen sogar mit leiser Stimme.

Wenn sie wüßten, wenn sie wüßten, welche Entdeckung ich ihnen verdanke! Ich weiß nicht, ob es wahr ist, ich weiß nicht, ob es lohnt, daran zu denken, aber ich muß immer daran denken.

Sie erweckten in mir die Ahnung des Todes, und ich fühle, daß ich mich nicht mehr von ihr befreien kann. Seit dem gestrigen Tage schwebt über mir der Tod, er treibt mir den Schlaf von den Augenlidern, er ist mein Alp und meine stete Qual.

Jeder Gedanke beginnt mit ihm, jeder endet mit ihm — über mir fühle ich den Tod, den Tod und nur den Tod.

* * *

12. März.

Eine schöne Jeremiade machte ich mir gestern, das muß ich sagen! Daß ich auch nur wenige Stunden an solche

Dummheiten denken konnte! Schließlich ist es nicht wunderbar; nach einer schlaflosen Nacht, nach einem so aufregenden Tage wie der vorgestrige könnte man sich sogar vor Melancholie aufhängen, wieviel mehr vom Tode phantastieren!

Es ist doch ein schrecklicher Gedanke, daß eine einzige schlaflose Nacht dem Menschen solche Qualen verursachen kann.

Der rechtschaffene, liebe Arzt hat am meisten zu meiner Beruhigung beigetragen. Als ich ihm von meinen düsteren Ahnungen sprach (und absichtlich habe ich etwas übertrieben), lachte er über mich so herzlich, so aufrichtig, daß ich ihn beinahe umarmt hätte. Wie sympathisch lacht er! Dies Lachen klingt so kindlich-naiv, daß es unmöglich ist, ihm nicht zu glauben. Deshalb glaube ich ihm auch und habe nicht mehr die geringste Absicht, mich durch Phantastereien irreführen zu lassen.

* * *

13. März.

Die rasendsten Einfälle kommen mir in den Kopf. Mein Hirn arbeitet rastlos, wie eine Maschine — ich fühle fast meine eigenen Gedanken. Zuweilen ist mir, als würde ich wahnsinnig. In meinem Zustand trat eine so plötzliche Aenderung ein, daß ich aus den gewöhnlichen Bahnen des Denkens herausgerissen bin.

Sawohl — selbstverständlich, — ich bin krank, sehr krank, schwer, vielleicht sogar gefährlich. Sawohl . . . selbstverständlich, ich muß es zugeben, nun . . . aber . . .

Aber vor allen Dingen, was ist es für eine Krank-

heit? Ich kenne Typhus, Diphtherie, Gehirnentzündung — das sind Krankheiten, an denen man auch sterben kann. Ich aber habe keine von diesen. Außer dem Schmerz in der Brust fühle ich fast gar keine Schmerzen; trotzdem verlassen mich die Kräfte immer mehr, und meine Augen schauen aus, wie Glas. Mein Gott, wie sehe ich aus! Ein Skelett mit Haut überzogen, nichts weiter!

Es giebt eine seltsame Krankheit, welche man Auszehrung nennt. Sollte es wohl die sein?

Der unbeholfene Starzeck will oder kann mir in dieser Hinsicht nichts sagen. Seit drei Wochen höre ich nur immer die eine Versicherung, daß die „Rekonvaleszenz“ äußerst langsam fortschreite, daß der Kräfteverlust ein zu großer war, daß aber die Gefahr vorüber sei (also war sie doch vorhanden!) — u. s. w. u. s. w. Die dümmsten und unaufrichtigsten Phrasen der Welt, ohne jeden Sinn und Verstand. Sie reden mir wie einem Kinde vor, daß ich schon auf dem Wege der vollständigen Genesung sei; ich aber weiß, daß es mit mir langsam zu Ende geht.

So kann es nicht länger fortgehen — ich muß endlich die ganze Wahrheit erfahren. Wenn es wirklich mit dem Tode enden soll, will ich wenigstens wissen, daß ich sterbe. Ha . . . ha . . . ha . . . dies ändert wohl die ganze Geschichte ein wenig. Es ist doch ein Unterschied, ob man sagen muß: „Ich soll leben“ oder „Ich soll sterben“. Ich bin doch keine Schabe, die man ohne „pardon“ mit einem beliebigen Fußtritt ins Jenseits befördert.

Mein Kopf entwickelt die phantastischsten Projekte, aber alle eilen dem einen Ziele zu: endlich ein Ende zu

machen, endlich die ganze Wahrheit zu erfahren. An Starzecki denke ich dabei nicht; ich schenke keinem seiner Worte mehr Glauben. Ich werde irgend einen andern Arzt zu Rate ziehen und die erste beste Fabel erfinden, um endlich herauszubekommen, was ich wissen will. Oh, ich werde Kraft genug haben, sogar mein Todesurteil anzuhören.

Ich verfehlte meinen Beruf, ich hätte Schauspieler werden müssen.

* * *

14. März.

Schwindsucht? Wer sagte mir denn, daß ich die Schwindsucht habe? Niemand . . .

Und doch, warum verfolgt mich dieser Gedanke seit gestern? Warum läßt er mich nicht einen Augenblick locker?

Die langandauernde Krankheit hat alle meine Sinne geschärft und die Nerven verfeinert. Ich werde manche kleine Einzelheiten gewahr, die ich zuvor ganz und gar nicht beachtet habe. Jetzt haftet jeder Eindruck, verstärkt sich und nimmt einen immer größeren Umfang an, bis er mich vollständig gefangen nimmt. Daraus ergiebt sich eine unendliche Reihe grübelnder Gedanken, wechselnd mit Erklärungen, so lange bis sich aus irgend einer Nichtigkeit eine Verfolgungsidee gestaltet.

So erging es mir gestern. Wir tranken in aller Ruhe Thee und plauderten ziemlich frei. Stasch saß wie gewöhnlich ganz nahe an meinem Bett vor einem an die Kissen hingestellten Tischchen. Das volle Lampenlicht be-

schien sein Antlitz, daher entging meiner Aufmerksamkeit nicht die geringste Bewegung seines Körpers. Ich aber sehe gern sein gutes und kluges Gesicht, auf dem sich jeder Gedanke so klar ausdrückt, als habe man ihn hineingeschnitten. Ich lese in seinen Zügen, denn diese von Grund aus offenherzige Seele ist keiner Heuchelei fähig, sollte dieselbe auch dem edelsten Beweggrunde entstammen. So las ich auch gestern — nun, und durchs Lesen habe ich es entdeckt.

Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, ihn zu bitten, den Rest Thee, der in meinem Glase war, auszutrinken. Das Unglück wollte, daß ich ihm gleichzeitig ins Gesicht schaute. Ich bemerkte an ihm eine gewisse Verlegenheit, und das gab mir zu denken. Ich fing an, ihn zu bitten, zu überreden, darauf zu bestehen, alles umsonst. Stasch lehnte sanft, aber standhaft ab. Dies wunderte mich immer mehr, da ich weiß, daß er den Thee leidenschaftlich liebt; manchmal trank er fünf Glas, und gestern waren wir erst beim zweiten. Der leise Schatten eines nicht näher zu bezeichnenden Verdachtes schlüpfte mir durch den Kopf. Nun bestand ich erst recht darauf.

Stasch veränderte sich auffallend, wurde bald blaß, bald rot und mußte schließlich nachgeben. Er nannte mich Grillenfänger, hartnäckiger Teufel, ein Kind, dessen Launen er ertragen müsse, und fing endlich an, Löffelweise zu trinken. Ich sah, welche Anstrengung es ihm kostete; der Thee wollte ihm nicht in den Hals hinein — er trank aber langsam weiter und hielt nach jedem Löffel einige Minuten inne.

Mein Verlangen war gestillt. Ich beruhigte mich, ließ mich ermüdet in die Kissen sinken und kehrte mein Gesicht der Wand zu. Deutlich hob sich Staschs Schatten von derselben ab. Unwillkürlich blieb mein Blick an ihm haften, und ich verfolgte apathisch alle seine Bewegungen.

So vergingen etwa zehn Minuten.

Plötzlich neigte sich der Schatten seines Kopfes im Profil nach meiner Seite — er betrachtete mich; ich forschte immer aufmerksamer. Wieder durchzuckte mich die Ahnung eines Verdachtes. Stasch sah lange und forschend nach mir hin, als wolle er sich überzeugen, was ich thue. Dann erhob seine Hand leise, ohne jedes Geräusch das Glas mit meinem unglückseligen Thee. Der Schatten gab wie ein Spiegel jede seiner Bewegungen wieder; das Profil blieb immer mir zugekehrt.

Wieder vergingen einige Sekunden.

Sein auf mich gerichteter Blick lähmte mich und raubte mir den Atem. Ich war nicht mehr imstande, die Augen von der Wand loszureißen.

Plötzlich bewegte sich die rechte Hand des Schattens wieder, hielt eine Viertelsekunde an und . . . der ganze Inhalt des Glases befand sich auf dem Theebrett.

Im Nu saß ich aufrecht im Bett.

Staschs verwirrter, erschrockener Blick war eine genügende Erklärung dieses Vorganges.

Die Gedanken wirbelten mir förmlich durch den Kopf: „Ich habe die Schwindsucht . . . jawohl ich habe die Schwindsucht, und er fürchtet sich vor Ansteckung.“ Blick-

schnell durchfuhr mich dieser Gedanke; ich erbehte. Stasch erstarrte vollständig.

„Was ist Dir? . . . Was ist Dir?“

„Nichts. Wo ist aber mein Thee? Ach, so, Du hast ihn ausgetrunken. Wirklich, ja gewiß . . . ich sah ja Deinen Schatten an der Wand. Wie komisch Du Thee trinkst! Ich sah es an der Wand . . . So komisch hast Du die Hand erhoben, zum Munde geführt, dann aber den Kopf nach hinten gebeugt, sieh so . . . sieh so . . . siehst Du? . . . und dann patzsch! . . . hast Du Dir alles mit einemmale in den Hals gegossen; gerade als hättest Du gegurgelt . . . wahrhaftig . . .“

Stasch wurde ganz bestürzt; er wußte nicht, ob er mir glauben sollte oder nicht. Aber ich machte so malerisch seine erwähnten Bewegungen vor, krümmte mich und gestikulirte derart, daß sich wohl jeder hätte täuschen lassen. Mich erfaßte eine wahre Gier, meinen Ingrim an ihm loszulassen, ihn zu quälen und mich zu rächen. Ich wollte ihn durch die Ungewißheit zu Tode martern. Ich fing an, schnell und nervös immer von derselben Sache, immer vom Thee zu sprechen und änderte jeden Augenblick meine Ansicht. Einmal versicherte ich ihm, daß ich das Glas an seinem Munde gesehen, dann wieder richtete ich meine Augen auf das Brett, auf welchem mein Thee schwamm.

Stasch wußte nicht, was er sprechen, was er thun sollte. Einmal lachte er über mein Mienenspiel und bemühte sich mir Glauben zu schenken, dann wurde er immer verlegener und verfärbte sich bei jedem verfänglichen Worte, das ich absichtlich in meine Rede einmischte.

Ich bedauerte ihn nicht, denn ich litt ebenfalls entsehrlich.

Ich schwakte fortwährend mechanisch, fast ohne Atemzug und suchte darin instinktiv das Mittel zur Abwendung des Schlages, der mich getroffen.

Ich ließ kein Auge von ihm; der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Er quälte sich . . . und ich? und ich? . . .

Endlich war ich befriedigt. Ich warf mich völlig ermattet in die Kissen zurück; ich sah nach keinem Schatten mehr, dachte weder an den Thee, noch an Stasch. Eine neue Idee stieg in mir auf, die ich erst verarbeiten mußte.

Ich brauchte dazu den ganzen Abend, die Nacht und den ganzen heutigen Tag, und noch kann ich mich nicht mit ihr vertraut machen.

Also es ist nur die Schwindsucht? nur die Schwindsucht? und nichts, nichts weiter? O, bitte, wie wenig! . . .

Ei . . . ei . . .

* * *

15. März.

Schwindsucht! Schwindsucht! Dies ist das Wort, an das ich seit zwei Tagen stets, ohne Aufhören, ohne Ausruhen denke.

Nun, aber woher kommt mir diese unerbittliche Gewißheit, daß es wirklich die Schwindsucht sei? Vielleicht ist es doch nicht wahr? Und vielleicht ist die ganze Geschichte mit dem Thee auch nicht wahr! Vielleicht schien mir nur alles so oder ich träumte es in der Fieberhitze. Denn ich verliere schon die Fähigkeit, mich in der Zeit zu

orientieren . . . Und schließlich, wenn ich wahr gesehen hätte — ist denn Stasch's Furcht vor Ansteckung, da er immer übertreibt, ein maßgebender Beweis, daß ich die Schwindsucht habe?

Und doch kann ich keinen ruhigen Augenblick finden.

Die Ungewißheit tötet mich, im Kopfe wirbelt ein Chaos von Gedanken, die Seele ist in fieberhafter Erwartung erregt. To be or not to be.

So ruhig und kaltblütig kann ich die Zukunft nicht erwarten; dazu fehlt mir denn doch die Kraft . . . Einmal muß ich den Bann brechen . . . ich muß wissen, ob ich sterbe und woran ich sterbe!

Denn vielleicht . . .

Morgen — nein — heute werde ich noch an Lopacki schreiben. Er ist Spezialarzt für Brustkrankheiten und wird am besten alles aufklären können. Daß er mich aber aufklärt, dafür will ich schon sorgen. Die Fabel ist bereits erdichtet — eine Stunde Komödie und Qual — und endlich wird alles ein Ende haben.

Nur Kraft, ach Kraft . . . ein klein wenig . . . nur ein ganz klein wenig!

* * *

16. März,

Immer seltener lassen sie mich jetzt allein. Am Vormittage verläßt Stasch kaum das Zimmer; dann sitzt Sophie einige Stunden bei mir. Nach Tisch erscheinen Kollegen, manchmal vom Ende der Welt, die ich kaum kenne. Alle richten sich bei mir ein, wie im eigenen Hause,

wirtschaften, drehen sich im Zimmer umher — ein fortwährender Trubel, ein Chaos, vor dem man keinen Augenblick Ruhe hat. Jeder fühlt sich berechtigt, nach Belieben über mich, wie über einen alten Pantoffel zu bestimmen, — alles à conto der Krankheit! Einer verwahrt mir die Zigaretten, der andere stopft mir ein Beefsteak in den Hals; ich bin wie ein Kind, das von allen am Gängelbände geleitet wird. Manchmal wurmt mich das so, daß ich Lust bekomme, sie zu allen Teufeln zu jagen, denn ich kann keinen ordentlichen Gedanken mehr fassen.

Diesen Kram habe ich Stasch zu verdanken: er fürchtet, ich könnte ihm plötzlich sterben.

Ach, wie roh und gemein sind sie doch alle! Sie scheinen auf meinen letzten Atemzug zu warten, als hätten sie irgend ein Erbe anzutreten . . .

Ei, nun, wir werden ja sehen, wie's kommt.

In diesen Tagen muß sich alles entscheiden. Der Brief an Lopacki ist schon geschrieben, ich weiß nur niemanden, der ihn befördern könnte. Ich will zur Zeit noch alles geheim halten, damit ich vor Ueberredung und naiven Trostgründen sicher bin. Sophie wird ihn mir wohl besorgen. Schließlich liegt die ganze Schwierigkeit nur in der Festsetzung des Tages und der Stunde, in der ich diesen Besuch aufnehmen könnte. Ich will allein sein, von niemandem kontrolliert. Leider verlassen mich meine Schutzengel keinen Augenblick. Man wird wiederum gezwungen sein, ein hinterlistiges Spiel zu treiben. Mein Gott, wie sehr quält mich das alles!

* * *

17. März.

Der Brief an Lopacki liegt noch unbeforgt. Je mehr sich der Augenblick der endgiltigen Entscheidung nähert, desto größer wird die Angst, die mir die Kehle zusammenschürt. Ich fürchte mich, ich ängstige mich. Was werde ich hören? . . .

Nicht den Tod selbst fürchte ich . . . nein — nur die Verkündigung meines Todesurteils, dies Absterben aller meiner Hoffnungen, das es mit sich bringt, — das allein fürchte ich . . . Die Ungewißheit ist tödlich, und doch, werde ich nicht morgen diese Ungewißheit für ein unerhörtes Glück halten im Vergleiche zu jener Gewißheit? —

Schließlich bin ich zu schwach und kraftlos; dazu müssen aber vor allem Kräfte, Kräfte vorhanden sein. Nachmittags facht mich das Fieber ein wenig an, aber die Morgenstunden sind langsames Dahinsiechen.

Warum kommt dieser Tod nicht plötzlich, unvermerkt? — wozu diese vorangehenden Qualen? Ist es denn nicht genug, daß ich sterben soll? Warum noch diese Grausamkeit der blinden Naturkräfte? Fafeseien schreibe ich . . . Fafeseien . . .

Im Kopfe fühle ich ein Chaos; mir ist, als ließe ich irgendwo hin, als fiele ich irgendwo hinein; immer dichter wird die Dämmerung, die meine Seele umhüllt. Kräfte . . . Leben . . . Licht!

* * *

18. März, früh morgens.

Ich bin wie zerschlagen, gebrochen, kraftlos. Die Krankheit macht riesige Fortschritte. Ich fühle fast keine

Schmerzen — nur Bewegungslosigkeit, Apathie und Schläfrigkeit. Ganze Tage liege ich so, die Augen in die Stubenecke oder in die Wand gebohrt; ich spreche gar nichts und denke fast gar nichts. Und doch vergehen die Stunden, Tage und Wochen, und ich eile, eile ins Ungewisse, einem unbekanntem Ziele entgegen. Was wird geschehen?

Der Brief ist noch nicht weggeschickt. Ich habe keine Kraft, daran zu denken, um wieviel weniger etwas auszuführen. Dreimal machte ich gestern den Versuch, mit Sophie davon zu sprechen, doch immer wieder fehlte mir der Mut. Alles lehnte sich in mir dagegen auf. Es kommen schon Augenblicke, in denen ich sage: „Geschehe, was da wolle“ — eine Sekunde später verzehre ich mich in Ungewißheit; kalter Schweiß tritt mir auf die Stirn, und ich sterbe vollständig ab.

So krank, kraftlos und ohnmächtig bin ich geworden. Geschehe, was da wolle!

Mittags.

Der Brief ist abgegangen! Weder Sophie, die ihn dem Boten übergeben sollte, noch Stasch, überhaupt niemand wird etwas erraten können. Den ganzen Nachmittag werde ich allein bleiben. Das Fieber und der Kognak wirken; ich bin gesünder, fürchte gar nichts — jawohl — gar nichts fürchte ich. Natürlich! — Schließlich bin ich ja auf alles gefaßt; nun, mag kommen, was da wolle! Ich habe meine Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

Drei Rubel sind schon bereit; ist es vielleicht zu

wenig? Nun, ich habe doch nicht mehr. Sophie hat mir alles bis zum letzten Pfennig geopfert. Die Arme! Wann werde ich ihr das Geld zurückgeben können?

Ich bearbeite in Gedanken jede Einzelheit meines zukünftigen Gespräches mit Lopacki. Ich übe mich gleich einem Schauspieler vor dem Auftreten auf einer großen Bühne. Ich spreche laut zu mir selbst, prüfe meine Stimme und zwingt die Gesichtsmuskeln unter die Herrschaft meines Willens, wenn auch im Gehirne Stürme rasen sollten.

Ich bin wie ein Betrunkener; es facht mich etwas an und giebt mir Kraft dazu.

Ich werde nicht unterliegen; ich fühle etwas von jener Thatkraft und Entschlossenheit, die mir längst abhanden gekommen ist. Die Würfel sind gefallen, und in einigen Stunden wird der Einsatz meines Lebens auf dem Spiele stehen!

Geschehe, was da wolle!

Fünf Uhr! Noch ist er nicht hier! Ich quäle mich. Vielleicht kommt er nicht? Aber er müßte doch. Der Brief war so geschrieben, daß er unbedingt kommen muß.

Ach, möchte er schnell, schnell erscheinen, damit bald alles beendet ist! Ich habe wirklich keine Kraft mehr.

Aber wie wird's sein? Wie wird's sein? Was wird er sagen?

Uebrigens ist alles gleich; sollte es auch die Schwindsucht sein, ich werde doch wenigstens noch ein Jahr zu leben haben. In den ersten Frühlingstagen werde ich aufs Land fahren, werde keine Zigaretten mehr rauchen,

literweise Milch trinken, sogar gekochte, unbedingt gekochte — und dann wird sich vielleicht auch für den Winter irgendwo im Süden eine Stelle für mich finden. Luft, Freiheit, der blaue Himmel des Südens vollbringen Wunder. Nur einigermaßen das Leben erhalten, und dann . . . nun, das wird sich finden.

Hm . . . — wenn's aber garnicht die Schwindsucht ist? . . .

Ob er wohl meiner Fabel Glauben schenken wird? Habe ich es nicht mit diesen drei Wochen zu sehr übertrieben? Er wird lachen . . . Nun, meinerwegen mag er lachen. Alles wird auf Starzetti's Rechnung gehen.

Ei . . . der Stümper! . . .

Schwer wird's mir, die Gedanken festzuhalten, alles dreht sich vor mir im Kreise; ich fürchte eine Ohnmacht.

Er aber ist noch nicht hier. Sechs Uhr?

Mit Anstrengung zeichne ich diese Buchstaben, und doch zwingt mich zur Selbstbeherrschung. In meinem Innern wogt alles hin und her. Die Lampe ist angezündet, doch ist es dunkel. Es ist eben in meiner Seele so dunkel.

Oh . . . Thorheiten schwaze ich . . .

Kraft! verstehst du Elender — Kraft, Kraft, Gewalt über dich. . . . Nie war sie dir nötiger als jetzt. Gehe mit dem Kopfe durch die Wand, aber halte Wache, halte Wache, wenn's auch nach einem Augenblicke mit dir zu Ende gehen sollte.

Ich fasete! . . . Ebenfalls . . .

Es thut nichts; ich sitze und schreibe. Die Kissen liegen hoch und bequem. Sophie hat sie mir geordnet; die Gute! Wann werde ich ihr das alles wiedergeben können? Und sie geht ohne Pelz; vielleicht durch meine Schuld? Mein Gott! . . .

Ein Viertel nach sechs . . . Schon so spät!

Nein, es ist noch nicht Viertel. Nein — erst — bald — ja, erst dreizehn und eine halbe Minute nach sechs. Gewiß . . . ich sehe es ganz genau . . . ich höre alles. Ich bin bei Sinnen.

Ei! . . . welche Thorheit! . . . Natürlich bin ich bei Sinnen. . . Und ich werde bei Sinnen bleiben, ich werde es, ich werde . . .

Noch heute „nach dem Besuch“ will ich eine Bemerkung in dieses Tagebüchlein schreiben. Ja, ja, das will ich! — schon der Kontrolle wegen! um genau zu wissen, daß ich bis zu Ende bei Sinnen war.

Hm, hm . . . sogar die Worte „nach dem Besuch“ habe ich in Gänsefüßchen gesetzt.

Nun ja, „nach dem Besuch“, „nach dem Besuch!“
Vorzüglich!

Es thut nichts! — Thorheit! — Natürlich muß ich sterben. Thorheit! Larifari! . . .

Gott welche Qual!

* * *

24. März.

Nun ja, ich wußte es schon alles; alles, alles wußte ich schon vorher. Die fieberhaften Träume, die schlaflosen Nächte, die krankhaft erregte Einbildungskraft zeigten mir nur noch Bilder des Todes, und den Tod fühlte ich in mir. Ich wußte, daß ich sterben müßte — ich glaubte es nur nicht. Aber jetzt glaube ich es. Das scheint kein großer Unterschied, und doch würde es genügen, einen Menschen wahnsinnig zu machen! Noch bin ich es nicht. Alle Sinnesorgane sind gesund, unberührt und alle haben sie noch einen größeren Vorrat an Arbeitskraft. In einer Stunde überfliege ich oft ganze Jahrhunderte, meine Ueberlegungen können mit der Schnelligkeit meiner Gedanken nicht Schritt halten.

An den Tod habe ich mich schon ein wenig gewöhnt. Daß mein Gehirn alle Martern der letzten Wochen aushalten konnte, ist nur ein Beweis dafür, daß man sich an alles gewöhnen kann. Obgleich mir oft das Gespenst des Wahnsinns vor Augen schwebt, lasse ich mich doch dadurch nicht beirren. Mit aller Kraft schüttle ich die Geister der Finsternis von mir ab und wappne mich mit Geistesstärke.

Eine Woche verging, ohne daß ich die Blätter dieses Tagebüchleins berührte. In den ersten Tagen schien mir mein Tod so nahe zu sein, so unbemerkt heranzuschleichen, daß ich nicht im stande war, mich einem Gefühle der Angst zu entziehen. Würde ich auch nicht versäumen, über alles nachzudenken und von der Welt Abschied zu nehmen, ehe mich das Nirwana verschlänge. Ich stand so unter dem

Einflüsse der Angst, mit den Vorbereitungen zum Tode nicht fertig zu werden, daß ich unwillkürlich schneller sprach als sonst und mich fieberhaft rasch bewegte, weil ich von der Zeit einen vervierfachen Nutzen ziehen wollte. Noch nie sind mir die Stunden so unbarmherzig schnell verflogen. Ich weinte vor Kummer über jede, die ich verschlafen, und so den nur noch kurz zugemessenen, elenden Resten des Lebens geraubt hatte.

Aber auch daran gewöhnte ich mich, und jetzt habe ich mich beruhigt. Zwar hat mir Lopacki nicht genau gesagt, wie lange mein Leben noch dauern wird, aber doch weiß ich, daß es nur noch nach Wochen zu zählen ist. Schon daraus kann ich schließen, daß weder er, noch Starzecki, noch sonst irgend jemand davon spricht, mich aufs Land zu schicken. Das bedeutet, daß ich den Mai vielleicht nicht mehr erleben werde.

Aber mir scheint diese Frist noch unerhört lang zu sein. Ich zähle Stunden, Minuten, sogar Sekunden, und die Zeit verlängert sich mir und dehnt sich wie Gummi. Nicht die Anzahl der Tage und Stunden verleiht dem Leben seinen Wert, sondern die Art ihrer Anwendung. Ein Tag kann den Wert eines Jahres in sich schließen, während umgekehrt ein ganzes Jahr oft nicht einer Stunde gleichwertig ist. In bin in dieser Woche wenigstens ein paar Jahre älter geworden. Wenn mich am Tage nach meinem Tode irgend ein Wunder auferwecken könnte, wäre ich ein Greis.

Und wieviel, wieviel habe ich schon erlebt seit der Zeit, da meine Hand zum letztenmale diese Seiten durch-

blättert! Das ganze Leben hat sich auf die andere Seite gekehrt, als wäre es in zwei ungleiche Teile gebrochen. Die verfloffenen dreiundzwanzig Jahre bilden eine Seite, eine Lebensperiode; diese Woche bildet den Anfang des zweiten, folgenden Abschnitts, und der Besuch Lopacki's ist ihre Grenzscheide.

Denn Lopacki war hier! Die Uhr hatte bereits halb sieben geschlagen, als ich die Thür vom unteren Flur sich öffnen und schließen hörte. Trotz der fortwährenden Bewegung auf unseren Treppen war ich sofort überzeugt, daß er es sei. Ja, dies mußte er, Lopacki, sein.

Ich horchte; mein Herz schlug wie ein Hammer, mein Inneres bebte. Es vergingen einige Sekunden. Aus der Ferne drang an mein Ohr das Rasseln einer Droschke, die am Hause vorbeifuhr; dann klingelte jemand im ersten Stockwerk. Er ist es also nicht! Das erregte Blut wurde ruhiger — ich atmete auf.

Ich war zufrieden, ruhig, glücklich; ich hatte das Gefühl, als wäre mir von neuem das Leben geschenkt.

Plötzlich höre ich Schritte im zweiten Stockwerk. Es geht jemand . . . er bleibt im kleinen Vorflur stehen . . . vielleicht wird er in eine Thür eintreten? . . . Ich bin ganz Ohr — nein er kommt höher . . . bis ins dritte Stockwerk . . . Er! Wieder bin ich dessen gewiß. Ich verliere den Kopf vor Bestürzung.

Er aber steigt langsam höher, als ruhe er nach jeder Stufe aus; schon ist er auf dem Treppenabsatz der Mansardenwohnung. Mein Ohr zieht alle anderen Sinne nach

sich; im Zustande der Halluzination schlägt meine Sehkraft Thür und Wand ein und erblickt ihn.

Er ist groß, sehr groß, er hat kohlschwarzes Haar, eine kräftige, breitschultrige Gestalt und ein düsteres — unbedingt ein düsteres — Gesicht. Ich sehe ihn genau. Jetzt ruht er ein wenig im Flur und geht dann weiter. Jede Stufe zittert und knarrt unter seinen Tritten. Selbstverständlich . . . solch ein Riese . . .

Schon ist er in unserm Korridor; er ruht wieder und sucht mit einem Blick auf die Thür nach meinem Namen. Jawohl, natürlich, er findet ihn . . . Es ist ja so leicht . . . drei Schritte nach rechts, und er kommt an meine Thür.

Schon ist er dicht daran. Ist er es wieder nicht? Mein Herz schreit nur nach ihm. Er sucht die Klingel . . . Natürlich — er findet keine . . .

Endlich wird die Thür geöffnet, und Lopacki steht auf der Schwelle.

Meine Sinne suchen einander zuzukommen im Erfassen dieser Gestalt. Gleichzeitig umfängt mich fürchterliche Scham vor mir selber. Solche Feigheit! . . . Ich beschimpfe und hasse mich. Ich suche in Gedanken die schärfsten Ausdrücke, um mich für diese augenblickliche Schwäche zu strafen.

Du wirst sterben, es ist ja natürlich, daß du sterben wirst; jawohl, jawohl, du Tölpel! du Memme!

Denn wovor hatte ich mich so gefürchtet? Vor Lopacki? Er ist ja der beste Mensch von der Welt, das sehe ich nun. Ich habe Zeit, ihn genau zu betrachten, so lange es mir gefällt. Absichtlich entkleidet er sich langsam,

um die Reste der mitgebrachten Kälte erst abzuschütteln. Er ist von mittlerer Größe, ein Blondin von ungefähr zweiunddreißig Jahren, von sympathischem Aussehen, tadellos gekleidet, glänzt vor Sauberkeit und Eleganz. Das Gesicht ist sehr angenehm und trägt den Ausdruck von Güte und Freimut. Jede Bewegung verrät einen Menschen der besseren Gesellschaft; seine vornehmen und gefälligen Umgangsformen fallen vor allem ins Auge. —

„Also vor diesem, vor diesem Menschen hatte ich so große Angst?“

„Immer erzürnter werde ich auf mich selbst. Grenzloser Glaube an Lopacki bemächtigt sich meiner, und es scheint, als hätte ich kein Mittel, ihm die ganze Sympathie, die ich für ihn hege, zu zeigen. Im Nu bin ich aus der Hölle in den Himmel versetzt. Eine Fröhlichkeit, eine mutwillige, kindische Fröhlichkeit erhellt mein Gemüt.“

Lopacki jedoch nähert sich, als er seine Toilette beendet hat, meinem Bett und sagt, indem er mir mit dem angenehmsten Lächeln der Welt die Hand reicht:

„Es scheint, daß ich nicht fehlgegangen bin; ich habe wohl die Ehre, mit Herrn Rudnicki zu sprechen?“ . . .

Statt aller Antwort überhäufe ich ihn mit Komplimenten und bin sichtlich bemüht, seine Gunst zu gewinnen, indem ich höflich um Verzeihung bitte wegen der Unannehmlichkeit, die ich ihm durch diesen Besuch bereitet habe. Meine Worte scheinen wenig Eindruck auf ihn zu machen, da er wahrscheinlich an dergleichen Einleitungen gewöhnt ist. Er lächelt nur stereotyp und sagt:

„Sie haben mich durch Ihr originelles Schreiben sehr

neugierig gemacht. Ich mußte zwei Visiten versäumen, um mich Ihrer Aufforderung stellen zu können, so sehr hat mich Ihr ungewöhnlicher Brief interessiert“.

Und er lacht, und wie er lacht! Um den Hals fallen könnte ich ihm aus Dankbarkeit für diese freundlichen Worte, die mich so wohlthuend berühren. Wir fingen beide an zu lachen, uns die Hände zu schütteln, Höflichkeiten und Witze auszutauschen; und es schien, als wollte einer für den andern das Leben lassen. Wir waren wie zwei Freunde, und die fröhlichste Stimmung überkam uns.

Endlich fing ich an, unbesangen, halb ernst und halb lachend, ihm die mutmaßliche Ursache meiner Bitte um seinen Besuch zu erklären.

Es war jene seit langem vorbereitete Fabel, und erst zu spät erkannte ich ihre Unhaltbarkeit. Eine Aenderung blieb ausgeschlossen. Wenn Lopacki ihr nur zum fünften Teile Glauben schenkte, so geschah es dank meinem Schauspielertalent und meiner wunderbaren Beredsamkeit. Durch das Fieber erhitzt, spielte ich meine Rolle meisterhaft. Es kam mir vor allen Dingen darauf an, ihn zu überzeugen, daß ich meinen hoffnungslosen Zustand kenne und mir nichts daraus mache. Mit allen Einzelheiten führte ich die erdachten Meinungen der Aerzte über meine Krankheit an. Von Starzecki sagte ich, daß er mir nur noch drei Wochen Frist gäbe, berauschte mich an meiner Geistesverwandtschaft mit Mainländer *) u. s. w.

*) Namhafter deutscher Philosoph, Kontinuator des Pessimismus der Schopenhauer und Hartmann, lebte in der zweiten Hälfte unseres

Ich verfiel in eine wahre Raserei der Bravour, Tausende von Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, die Zunge konnte mit dem Aussprechen derselben garnicht fertig werden. Viele gingen als ungesprochene, auf der Stelle vergessene verloren. Ich hatte das Gefühl, als rollte ich von einer Ebene in einen Abgrund, immer tiefer, unaufhaltsamer: „Geschehe, was da wolle — geschehe was da wolle!“ Gleichzeitig fühlte ich eine wunderbare Leichtigkeit im ganzen Körper. Eine gewisse kindische Fröhlichkeit, Freiheit und Geistesfrische verließen mich keinen Augenblick. Hätte ich jetzt das Schafott besteigen müssen, ich hätte es mit lächelnden Lippen gethan und wie in einem Ballsaal mit den Worten „Adieu! Pardon!“ noch Handküsse ausgeteilt.

Ach, warum konnte er mir damals nicht sagen: „Es ist die Schwindsucht, es giebt keine Rettung!“ Aber Lopacki hörte mir neugierig zu. Ich suchte das Mienenspiel seines intelligenten, durch die Wissenschaft veredelten Antlitzes zu erforschen, ich sah, welchen Eindruck jedes meiner Worte auf dasselbe ausübte, und konnte dementsprechend meine Rolle durchführen. Und ich glaube, daß es mir gelang; ich verblüffte ihn durch meine Originalität und Grillenfängerei. Meine Worte wirkten auf ihn wie ein Narkotikum, wie die entnervende Chopin-Sonate — er wurde nicht gewahr, daß ich ihm die betäubenden Reime der krankhaften Atmosphäre, in der mein Gemüt sich stets befindet, eingeimpft hatte.

Jahrhunderts und starb vor etwa dreizehn Jahren durch Selbstmord. Sein berühmtes Werk ist die „Philosophie der Erlösung“.

(Anm. d. Uebersetzers.)

Endlich begann eine lange, ermüdende Unterredung. Vor allem mußte ich meinen ganzen Lebenslauf, alle Krankheiten, die ich durchgemacht, die Verhältnisse, in denen ich aufgewachsen war, beschreiben. Das quälte mich mehr als gewöhnlich, da ich zwischen Wahrheit und Lüge lavieren mußte um nicht Veranlassung zu geben, an der Richtigkeit der vorerwähnten Worte zu zweifeln. Die anfängliche Munterkeit und Frische meines Gemüths war verschwunden; die Kräfte nahmen immer mehr ab; nach der übermäßigen Anspannung trat nun die Reaktion ein. Schließlich ist es ein Unterschied, ob man spricht oder Fragen beantwortet. Die Fragen überfallen den Menschen stets von neuer Seite, und man kann sich nicht mehr so schnell orientieren. Trotzdem bin ich bei dieser ersten Probe so leidlich davongekommen.

Darauf folgte die Auskultation. Ich mußte mich entweder hinlegen oder setzen, dann knien, dann mich wieder nach allen Seiten umdrehen — schließlich zählen, aufatmen, husten, bis mich endlich die Kräfte vollständig verließen; Nur die Fieberhize hielt mich noch etwas aufrecht.

Mit großer Anstrengung bemühte ich mich, das Gespräch weiterzuführen, um Lopacki nicht meinen beklagenswerten Zustand merken zu lassen; ich fürchtete, er könnte mich dann bedauern.

Endlich ließ mich Lopacki in Ruhe und begann die Rezepte Starzekis durchzusehen und den Auswurf zu untersuchen.

Ich fühlte, daß sich der entscheidende Augenblick näherte. Ich war wirklich in entsetzlicher Lage, und ohne Lopackis Anwesenheit hätte ich laut gejammert. Meine Gedanken

und Augen machten phantastische Reisen und irrten ziellos umher. Ich wollte mich in mich selbst zurückziehen, meine Gedanken gewaltsam in andere Bahnen lenken — umsonst!

Das Loch des Hakens in der Decke, eine summende Fliege, ein Schatten an der Wand nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch, und doch verging kein Augenblick, in dem ich nicht über das, was kommen würde, nachdachte. Der furchtbare Kontrast zwischen der Entsetzlichkeit meiner Lage und diesen Dummheiten, die mein Denken immer wieder in die Falle lockten, vergrößerte nur meine Erregung und trieb mich zu rasendem, und doch ohnmächtigem Aerger über mich selbst. Ich schalt mich aus und beobachtete zugleich an der Wand ein helles Quadrat, welches durch das Lampenlicht im Spiegel reflektiert wurde.

Wie lange dies dauerte, weiß ich nicht, ich verlor schon die Fähigkeit, mich in der Zeit zu orientieren.

Endlich trat Lopacki zu mir. Ich saß aufrecht im Bett, von allen Seiten mit Kissen gestützt, die er selbst geschickt zurechtgelegt hatte — nur dies schützte mich vorm Umsinken, denn meine Kräfte waren bis zum Uebermaß erschöpft. Als er so vor mir stand, fühlte ich alles Blut zum Herzen strömen. Dies war jedoch eine durch nichts motivierte Reflexbewegung des Körpers, denn ich fürchtete mich schon nicht mehr. Ich weiß nicht warum, aber bevor ich Zeit fand, ihm ins Gesicht zu schauen, wußte ich schon, daß es für mich keine Rettung gäbe. . . . Ich war dessen so sicher, daß, wenn seine Antwort eine ganz entgegengesetzte gewesen wäre, sie ein gewisses Gefühl der Enttäuschung bei mir zur Folge gehabt haben würde, und

was noch wunderbarer ist, einer unangenehmen. Bevor ich erfahren hatte, wußte ich schon — und eine starre, jedoch nicht schmerzliche Ruhe kam über mich. Ein Augenblick genügte, um meine ganze Seele umzukrempeln.

Alles hat sich meinem Gedächtnis vorzüglich eingeprägt. Er stand vor mir, leicht vornüber geneigt, mit ziemlich verlegenem Gesichtsausdruck und spielte ungeduldrig mit der Uhrkette, die wider alle Gewohnheit in der rechten Westentasche steckte. Eine unglaubliche Geschichte — aber doch bemerkte ich erst jetzt, was für einen Anzug er trug: einen eleganten Jaquet-Anzug von hellgrauer Farbe aus ziemlich leichtem Stoff, dessen Carreaus mir stets vor den Augen tanzten, so daß ich angestrengt bemüht war, wenigstens eins derselben mit dem Auge festzuhalten.

Am meisten aber fesselte meine Aufmerksamkeit sein Kragen; denn er hatte einen hohen und steifen, sehr sonderbaren, von mir gänzlich unbekannter Form. War es nun eine augenblickliche Sinnesverwirrung oder die Folge einer rasenden Willens-Erschöpfung, ich kann mir heute noch keine Rechenschaft darüber ablegen, aber ich, der ich das Schwert des Damokles über meinem Haupte fühlte, sah nur einen schrecklich hohen und steifen Kragen . . .

Witterweise fing er an mit unterdrückter, aber wohlklingender Stimme folgendes zu sprechen:

„Ganz recht; der Kollege Starzecki hat sich in der Diagnose nicht geirrt, obgleich er vielleicht nicht ganz genau den Krankheitszustand bezeichnete. Thatsächlich ist eine ziemlich große, doch nicht völlige Vernichtung des ganzen Organismus vorhanden, aber Sie können noch

immer hoffen. Vor allen Dingen müssen Sie sich vor Erkältung hüten“ . . .

„Also es ist doch die Schwindsucht!“ Das genügt; weiter will ich nichts wissen; nichts kann mich sonst noch interessieren. Er spricht mit ruhiger, sanfter Stimme weiter. Ich horche und höre. Seine Worte dringen in meine Ohren, ins Gehirn, doch ohne eine besondere Spur zu hinterlassen. Im Gehirn regt sich nichts; nichts stört die hinzukommenden neuen Eindrücke. Ich that alles maschinenmäßig wie ein Automat, ich fragte:

„Soll ich nicht im Frühjahr aufs Land fahren?“

„Gewiß, gewiß, das wäre gut . . . doch wird man erst später in dieser Hinsicht entscheiden können“.

„Ich werde im Frühling nichts unternehmen, weil ich ihn nicht erleben werde“ — erklang wiederum eine innere Stimme. Aber ich bin erstaunlich ruhig; ich begreife, daß er mir nicht die ganze Wahrheit sagen will und daß er er auf alle Fragen ausweichend antworten würde. Schließlich weiß ich ja auch, was ich wissen wollte. „Also so . . . hm . . . leider . . .“

Nur soviel habe ich ihm geantwortet; diese Phrase hatte ich in Bereitschaft, weil ich sie mir schon vor seinem Besuche zurechtgelegt hatte.

Nun begann wieder ein Spiel der Gedanken mit allem, was sich meinen Augen darbot. Das Muster seines Anzugs und der Kragen beschäftigten mich vor allem. Welch seltsamer Kragen! Nie hatte ich einen ähnlichen gesehen. Hoch — eigentlich zu hoch — und wie weiß!

wie steif! Er muß aber unbequem sein — unbedingt unbequem; beim Biegen des Halses muß er brechen.

Ich gebe mir Mühe zu beobachten, ob er nicht thatsächlich bricht. Ich vertiefe mich dermaßen in diese Erforschung, daß es sogar Lopackis Aufmerksamkeit erregt, welcher immer im gleichen Ton widerspricht. Ich höre alles, aber seine Worte dringen nur in meine Ohren, ich kann nicht einen Augenblick meine Gedanken sammeln, um die Worte recht zu verstehen. Dessenungeachtet antwortete ich ganz logisch, stellte Fragen, machte sogar Wiße — nur, schien mir, konnte ich nicht lachen, denn ich hatte das Gefühl einer solchen Kälte im Gesicht, als hätte man bei meinen Lebzeiten eine Gipsmaske von mir abgenommen. Ob ich an etwas dachte, weiß ich jetzt nicht mehr, wahrscheinlich an nichts — aber das Gehirn war selbstthätig und kombinierte, ohne daß ich es wollte. Ich war so ruhig, daß ich mich gewundert hätte, wenn ich mir darüber hätte Rechenschaft ablegen können.

Doch Lopacki sprach weiter. Da er meine wunderbare Ruhe sah, erzählte er mir die Geschichte eines Böttchers, der bei ihm im Hospital lag und ebenfalls die Schwindsucht hatte. Auch bei ihm traten gewisse erstaunliche Komplikationen zu Tage, die bis jetzt noch ein Gegenstand des Streites unter den Ärzten seien.

Ich verstand nicht mehr viel. Immer trüber wurde alles. Ich fühlte eine innerliche Kälte, als ob ich zu Eis erstarrte. Obgleich ich Lopacki zuhörte, ohne eigentlich zu hören, also ganz mechanisch, quälte er mich doch sehr. Ich wußte nicht, was ich wollte, aber ich fühlte, daß

ich allein bleiben müßte, um meine Gedanken zu ordnen, denn diese seltsame, unnatürliche Ruhe, in die ich verfallen, begann furchtbar drückend zu werden.

Der unglückselige Kragen blieb mir wieder in den Gedanken stecken.

Ich konnte mich über ihn gar nicht beruhigen. Ich glaube, ich habe schließlich ganz ernsthaft nach ihm gefragt. Lopacki fängt auch an, mir zu erklären, daß diese Façon allerdings nicht mehr der neuesten Mode angehört, jetzt aber, durch einen berühmten Artisten eingeführt, wenn auch etwas unbequem und hoch, doch sehr beliebt sei; daß aber nur Menschen mit langen Hälsen sie tragen können. Wer hatte nun solch einen langen Hals — er oder dieser Artist, das konnte ich nicht recht verstehen. Dann stellte ich ihm wieder eine Frage, in deren Beantwortung ich mich ebenfalls nicht zurechtfinden konnte. Alles floß mir durcheinander, ich war wie betäubt und erinnere mich nicht mehr dessen, was später vorgefallen war.

Es bedrückte mir etwas das Gehirn. Ob ich an den Tod dachte, weiß ich ebenfalls nicht, aber das war mir klar, daß ich mich unaussprechlich quälte.

Endlich verabschiedete sich Lopacki. Die ganze Zeit hindurch hielt ich die drei für ihn bestimmten Rubel krampfhaft in der Hand. Er nahm sie jedoch nicht, redete etwas von Kollegialität, von seiner Sympathie für mich, versprach auch, mich wieder zu besuchen — und ging schließlich nach mehrmaligem Händedruck zur Thür hinaus. Ich glaube wohl, ihm herzlich gedankt zu haben, aber ich weiß es nicht, ich kann mich nicht darauf besinnen. Mir war, als

versänke ich in eine fürchterliche Tiefe, finster wie die Nacht, und ich verlor nach und nach das Bewußtsein meiner ganzen Umgebung. Darauf besinne ich mich noch, daß ich, als ich endlich allein war, das Gefühl einer gewissen Freiheit hatte, daß ich wieder denken konnte. Woran nur? Das habe ich vollständig vergessen.

Und stets suchte ich in meinen Gedanken nach dem, was mir entfallen war, und stets verwischte sich wieder alles. Ich fühlte eine ungeheure Last und konnte die zerstreuten Geisteskräfte auf nichts konzentrieren. Und doch mußte ich an etwas gedacht haben. Sawohl, natürlich, ich dachte auch, aber — wie soll ich es klar sagen? — nicht in Worten und Sätzen, nicht in Begriffen, sondern in Bildern und Farben. Es giebt solche Gedanken. Wenn der ermüdete Geist in einen traumhaften Zustand verfällt, erscheinen stets ähnliche Bilder vor unserm geistigen Auge; sie nähern sich, fallen auf die Augenlider, auf die Augen selbst, schließlich aufs Gehirn und . . . dann folgt ein Vergessen.

Wie lange ich in diesem Zustande blieb, ist mir unbekannt. Vielleicht eine Stunde, vielleicht etliche, vielleicht auch nur eine Minute. Ich besinne mich auf nichts, und doch war ich bei Sinnen, das fühlte ich und bin dessen sicher. Es mangelte mir aber an etwas: an Verstand? — Gedächtnis? — Aufmerksamkeit? Auch das ist mir unbekannt.

Langsam kehrte die Selbstbeherrschung wieder. Der mich ohne Unterlaß quälende Gedanke, was es denn gewesen sei, woran ich denken wollte, ist endlich zur Ruhe

gekommen. Aus meinem verdunkelten, verschlossenen Gehirn hat sich eine Gewißheit Bahn gebrochen, die mir bis dahin nicht zum Bewußtsein kommen konnte und mir nun wie ein Blitzstrahl alles erhellte. Ich habe es gefunden. Nun ja! es ist der Tod!

Ich verstand alles; und nun begann ein wahrer Hexentanz verschiedener Gedanken, die mir durch den Kopf flogen. Aber alle kreisten nur um den einen Punkt, den einen Begriff: „Du mußt sterben“. Ich glaube, daß ich rastete. Und langsam begann aus diesem Chaos sich ein neuer Begriff zu entwickeln, irgend ein neuer innerer Befehl, etwas zu thun, mit meinem Nachdenken bei etwas stehen zu bleiben. Und das Bedürfnis, diesen neuen Gedanken festzuhalten, beherrschte schließlich derart alle anderen, daß ich wiederum mich zu erinnern strebte, woran ich denn außerdem noch denken wollte.

Endlich erhaschte ich den Faden. . . . „Nun ja! Stasch! gewiß!“ — und weiter interessierte mich nichts mehr.

Setzt, da ich mich deutlich an alles erinnere, verstehe ich auch genau, warum ich trotz des Chaos in meinem Kopfe diese zwei Fäden gesucht habe. Schon während Lopackis Besuch legte ich mir fast mechanisch zurecht, wenn ich wieder allein sein würde, an zwei Dinge vor allem zu denken: daß ich sterben und daß ich Gleichgiltigkeit heucheln muß — sogar vor meinem Stasch. Anfänglich zeigten sich mir diese zwei Gedanken als ziemlich deutlich gebildete Sätze, dann als Worte, endlich aber als nur trübe Begriffe. Zuletzt verwischte sich auch dies, und es blieb nur ein unklares Empfinden, daß ich etwas thun wollte. Deshalb

habe ich auch nur mit solcher Schwierigkeit diese Begriffe aus dem allgemeinen Wirwar herauszufinden vermocht.

„Nun ja! Stasch!“ Dieser Gedanke hat mich ernüchert. Nicht einmal ihm wollte ich diese Schwäche, diese Todesfurcht, die mir das Blut erstarren ließ, zeigen. Uebrigens hatte ich keine Angst mehr, ich fürchtete nichts mehr. Der Gedanke an die mich erwartende neue Szene und das Nachsinnen über meine Rolle darin beschäftigten mich derart, daß ich wenigstens für Augenblicke die Wirklichkeit vergessen habe. Meine Energie machte schon die, — ich weiß nicht wievielte — Wandlung an diesem Tage durch.

Ich mußte mich vorbereiten, ich wurde immer munterer und fing schon an verhältnismäßig ruhig, logisch, sogar kaltblütig zu denken. Absichtlich bemühte ich mich, meine Gedanken an verschiedene Wichtigkeiten zu heften, um mich von ihnen wenigstens etwas ablenken zu lassen.

Damals also machte ich in diesem Tagebüchlein die aus wenigen Worten bestehende Notiz.

Als ich zur Feder greifen wollte, fühlte ich in meiner Hand etwas Festes, Knirschendes. Es war der für Lopacki bereit gewesene und nicht angenommene Dreirubelschein.

Unbewußt hatte ich ihn also die ganze Zeit hindurch in der krampfhaft zugebrückten Hand gehalten. Ich begann über mich selbst nervös, abgerissen, schmerzlich zu lachen; Aerger und Mitleid mit mir selbst erfüllte mein Herz. Zum erstenmale empfand ich, wie schrecklich schwach mein Geist geworden war.

Auch das ging vorüber, die Zeit verrann schnell, die Uhr schlug neun. Ich redete mir Ruhe und Kaltblütigkeit

ein und begann über verschiedene Einzelheiten der Rolle, die ich spielen wollte, nachzudenken.

Sterben? Thorheit, eine große Sache! Jeder muß sterben. Wenn Stasch kommt, werde ich von etwas anderem, von etwas ganz anderem sprechen. Sterben? eine wichtige Sache! Auch für mich! . . . Absichtlich werde ich etwas Lustiges erzählen; ich werde lachen, nun natürlich! Denn was heißt sterben? Nichts, einfach nichts! Ei, was geht's mich an! . . . u. s. w.

Und ich beruhigte mich wirklich.

Wie gewöhnlich kam Stasch um neun Uhr, zog die Galoschen ab, dann den Ueberzieher, hängte den Hut auf — wie gewöhnlich, ganz wie gewöhnlich. Ich aber sprach nichts und machte mich ganz klein, um nicht gesehen zu werden. Endlich fing Stasch an, von einer äußerst schweren Aufgabe seines Schülers, die auch er nicht hätte lösen können, zu erzählen. Er berichtete so ausführlich, daß er selbst die Zahlen angab. Ich hörte zu und bemühte mich sogar, ihn mit meiner Rechenkunst zu unterstützen.

Wir sprachen etwa eine Viertelstunde darüber, und es begann schon, mich müde zu machen, denn nicht in dieser Weise hatte ich mir unsere Unterhaltung gedacht. Ich wollte etwas Lustiges hören, etwas Ungewöhnliches; ich wollte lachen, vielleicht heftig lachen, aber unbedingt wenigstens lachen.

Ganz unvermittelt sagte ich daher:

„Weißt Du, Lopaci war bei mir . . . dieser Spezialarzt für Brustkrankheiten“ . . .

„Was? . . . Wie? . . . Was faselst Du?“

Meine Worte hatten ihn doch einen Augenblick erschreckt; unruhig sah er mich an. Ich aber halte diesen Blick fast cynisch aus, was ihn zu freuen und offenbar zu beruhigen schien.

Darauf erzähle ich ihm so unerhörte Geschichten von Lopacki und seinem Besuch, so sinnlose Episoden desselben, so unverschämte Lügen und Witze, daß ich mich vor mir selber schämen mußte. Wir lachen, daß uns der Bauch wackelt. In den Pausen zwischen den Paroxysmen des Lachens schüttelt Stasch mißtrauisch den Kopf, denn es scheint ihm unmöglich, diesen Fasелеien Glauben zu schenken.

Immer mehr schüre ich die Lustigkeit, übertreffe mich selbst, lüge wie gedruckt, erzähle Unmöglichkeiten und lache selbst am meisten. Nur scheint mir mein Lachen mehr Galgenhumor, denn es bricht immer an den ernstesten Stellen hervor, während ich wirklich komische ernsthaft behandle. Ich fühlte, daß ich wie ein Automat sprach und mich bewegte. Das machte Stasch stutzig, und als ich ihn eben wie mit einem Asthiebe betäuben wollte durch die Gewißheit meines sicheren, unfehlbaren Todes, fragte er, mich aufmerksam betrachtend:

„Was giebt's? Was ist Dir?“

„Ei nichts“, antwortete ich, und wieder mußte ich weiterspielen. Nein, nicht in dieser Weise wollte ich mit ihm davon sprechen.

Schon stand mir der Schweiß auf der Stirn, und doch begann ich das vorige, närrische Spiel von neuem. Wieder verging etwa eine halbe Stunde.

Jeder Nerv bebte mir, und doch berauschte ich mich an meiner eigenen Beredsamkeit und brachte es bis zur Virtuosität. Stets hatte ich Trieb zur Nachahmung und Uebertreibung; jetzt stachelte mich das Fieber und das Entsetzen über meine trostlose Lage noch mehr an.

Endlich erfaßte ich einen günstigen Moment. Wir schwiegen, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn der Gegenstand des Gespräches erschöpft ist, und man nichts weiter zu sagen weiß.

Längst hatte ich mir diese Szene bis in die kleinsten Einzelheiten ausgemalt. Halb liegend, halb in den Kissen ruhend, in ganz nachlässiger Pose beugte ich den Kopf nach hinten, vertiefte den Blick irgendwo in die Decke, als ob ich an nichts denke. Das Herz pochte mir zum Zerspringen, und ich fühlte, daß ich blaß wurde. Dessenungeachtet setzte ich alles unbarmherzig bis zu Ende fort. In der linken Hand hielt ich eine Zigarette, deren Rauch ich einzog, in der rechten ein Messer zum Papierschneiden, mit welchem ich, scheinbar mechanisch, spielte, indem ich auf den Knien verschiedene Schnörkeleien malte.

Im Innern fühlte ich eine Eiskälte, die immer mehr zunahm.

Mit ganz gleichgiltiger Stimme, als hätte ich von der alltäglichsten Sache der Welt gesprochen, rief ich plötzlich:

„Apropos! weil es mir gerade einfällt! . . . Weißt Du was, Lopacki hat mir gesagt, daß ich nicht einmal den Frühling erleben werde? Was sagst Du dazu?“

Alle diese Worte sprach ich mit Anstrengung, zuletzt fast unhörbar; der Hals war mir wie zugeschnürt, und

ich begann furchtbar zu zittern. Obgleich ich mir fest vorgenommen hatte, ihn dabei nicht einmal von der Seite anzusehen, konnte ich mich doch nicht länger halten.

Mit einem trüben Blick sah ich ihm ins Gesicht.

Der Schlag kam so mächtig, so unerwartet, daß er sich nicht einmal bemühen konnte, sich zu beherrschen.

Er warf sich gewaltsam über mich und schrie fast:

„Was! Das hat er Dir gesagt?“

Dieses das war zu verständlich. Sofort begriff ich, daß es die Wahrheit sei, und daß ihm Starzecki dasselbe gesagt hatte, als sie vor zwei Wochen zusammen fortgegangen waren.

Nein . . . jetzt konnte ich die Komödie nicht mehr weiterspielen, ich hörte auf, Herr meiner selbst zu sein.

Die Nerven waren schon zu sehr überspannt, eine gewaltsame Reaktion mußte unbedingt folgen.

Sich begann zu schluchzen . . . heftig, herzbrechend . . .

* * *

26. März.

Das vorgestrige Schreiben hat mir wahrscheinlich geschadet und mich derart geschwächt, daß ich trotz des Abscheus, den ich vor dem Bette empfinde, mich schon gegen Abend hinlegen mußte. Zahllose Gedanken stürmten auf mich ein, doch habe ich sie alle vergessen. Schade — es schwebte mir etwas vor, ein Traumbild, dem ich nachjagte, aber schließlich ist mir alles ins Ungewisse entschwunden.

Heute habe ich wieder starkes Fieber. Wovon mir? Dabei fühle ich, daß mich das Fieber am meisten erschöpft.

Sophie war hier, aber ich habe fast nichts mit ihr gesprochen. Eine seltsame Trägheit lähmt mitunter meine Glieder. Nach rasenden, gewaltsamen Gedankensprüngen folgt eine fast gänzliche Ermattung; im Gehirn trage ich eifige Ruhe, im Herzen Qual, im Körper völlige Bewegungslosigkeit, ein Aufhören jeder Lebens-Thätigkeit — hienieden aber vergehen Stunden und Tage.

Mögen sie denn vergehen. Kämpfen kann ich nicht mehr; so giebt es keinen anderen Rat — als sich zu fügen.

Ich unterwerfe mich also. —

* * *

27. März.

Von diesem ganzen Drama, dessen Held ich bin, verstehe ich bis jetzt nur die eine Hälfte. Ich begreife, was es bedeutet: nicht leben; was aber sterben heißt, verstehe ich nicht. Nicht-Leben ist eine Negation, eine Antithese des Lebens, es ist Existenz minus Leben, aber was ist dann der Rest, den man bei dieser Subtraktion erhält?

Ist das Leben eine Summe, oder einer der Summanden?

Das erste — unbegreiflich; das zweite — unbekannt; dies sind die einzigen Antworten auf Fragen, die das Gehirn zerknagen.

Der Tod hat gleich einer Medaille zwei Seiten. Die eine — ist der Verlust des Lebens, dieser einzigen Gelegenheit zur Existenz und zum Genießen; die zweite — der Tod selbst mit seiner ganzen trüben Heimlichkeit.

Wozu leben wir? Milliarden vor mir haben sich diese Frage gestellt, Milliarden nach mir werden dasselbe thun.

Also wozu? zu welchem Zweck?

Um zu sterben? Kann denn das ganze Leben, selbst wenn es eitel Wonne und Glückseligkeit wäre, den einen Augenblick aufwiegen, da wir uns sagen müssen: „Ich sterbe?“

Und dabei ist es doch nicht für jeden eitel Wonne; nur wenige sind es, die aus dem Born der Freude geschöpft haben, der allein die Mühen des Lebens versüßt. Es giebt auch solche, die verschmachtend und mit unbefriedigten Wünschen durchs Leben eilen, denen nie das Herz schlug für die Erde, geschweige denn für den Himmel, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil sie nie dorthin gelangten oder überhaupt gelangen konnten.

Was ist dieses das Leben?

Und was der Tod?

Ein Ausruhen? Nimmermehr! Für sie ist der Tod die brutale Hand, die sie fortreißt mitten aus dem Pfade zum Glück, zur Ruhe — zu einem Glücke, das sie durch die Qual schwerer Arbeit und im Schweiß ihres Angesichts zu erringen suchten, und das ihnen von Rechts wegen auch zukam. — Wir sind alle Wanderer in der Wüste.

In Durst und Mühseligkeiten durchwandern wir die von der Sonne Sorge ausgebrannten Ozeane in der Hoffnung, daß wir endlich dieses Meer des Glends überwinden und dorthin gelangen werden, wo Quellen rauschen und Palmen winken. Niemand hat dieses Wonneparadies gesehen, denn niemand ist bis dahin vorgedrungen; niemand

weiß sicher, ob es überhaupt vorhanden ist. Alle gehen wir unterwegs zu Grunde, indem wir mit unseren Leichnamen die Straße bezeichnen, um auch unseren Kindern zu zeigen, wo der Weg . . . zur Unendlichkeit führt.

Es giebt auch Dafen in dieser Wüste. Da bleiben diejenigen zurück, die vor Dürsten, vor Begehren irregingen und vermeinten, sie hätten schon das Ziel erreicht — und sie gehen zu Grunde wie wir.

Unsere Seele birgt von Anbeginn den Keim des Triebes nach Glück. Dem Glücke nachjagend, erheben wir uns mit aller Kraft wie Schwalben zum Fluge, denn so gebietet uns schon unser Instinkt. Was bedeuten uns die Erfahrungen vieler Jahrhunderte, was die Leichname am Wege — wir glauben alle an die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen und laufen alle, so schnell uns der Fuß trägt.

So war es vor Jahrhunderten, so wird es nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden sein.

Ob wir es erreichen werden? Erst im Todeskampfe kommt uns der Zweifel, aber auch dann zweifeln wir nur an uns, nie an der Zukunft des Geschlechts. Das ist die tiefe Tragik des Todes.

Es handelt sich vielleicht nicht mehr um den Verlust der Hoffnung, das Leben zu genießen, es handelt sich nicht darum, was sich hätte ereignen können, sondern darum, daß sich fortan nichts mehr ereignen kann. Dieses Einfallen der Thür ins Schloß, diese Gewißheit der Hoffnungslosigkeit, daß wir nichts mehr erleben werden, da die Thore ein für allemal geschlossen sind — das ist die Tragödie.

Ich kann zweifeln, ob ich etwas erreichen werde, ja, ich kann sogar die Hoffnung darauf verloren haben, — immer ist mir doch das Bewußtsein geblieben, daß ich wenigstens ein Recht auf alles habe — und allein darin liegt genug, um das Leben auszufüllen. Zwar sagt man: „Was nützen mir diese Rechte, wenn ich sie nie verwirklichen werde?“ Und doch ist das noch ungeheuer viel angesichts der schrecklichen Leere, die man empfindet, wenn man sich sagen muß: „Auf nichts mehr habe ich ein Recht“.

Wir zweifeln nicht am Glück selbst, sondern daran, daß wir im stande sein werden, es zu erreichen. Wir beschleunigen den Lauf, spannen unser Nachdenken aufs äußerste an, machen die verzweifeltsten Anstrengungen — und wir beschließen dabei unser Leben.

Deshalb ist für uns der Tod die brutale Hand, welche uns von den Freuden des Daseins fortreißt. Nicht den Verlust des Lebens bedauern wir — wir wissen, daß es vergänglich ist — wir bedauern nur dieses Etwas, das wir nicht im stande waren zu erreichen. Was dieses Etwas sein sollte, davon haben wir nicht die geringste Ahnung, aber wir glauben doch, daß es vorhanden sein könnte. Wir bedauern den Verlust des Lebens nicht des Lebens wegen, sondern weil wir es nicht gut anzuwenden und auszunutzen verstanden. Wir forschen allen Thaten und Bestrebungen unseres Lebens nach, und das erfüllt uns mit Bitterkeit und Betrübniß, denn stets erkennen wir, wie viel an der Vollkommenheit fehlt, nach welcher wir trachteten. Wir durchmustern in Gedanken die ganze Ver-

gangenheit, wir wenden unsere Thaten hin und her, aber was wir finden, sind stets nur Fehler.

Wäre nicht das und das gewesen — so denken wir bei uns, so wäre das ganze Leben anders verlaufen. Natürlich viel besser. — Ich hätte dann das und das vermieden, jenes gewonnen, worauf dann das und das hätte folgen müssen u. s. w. Stets aber sehen wir am Ende jenes erträumte Etwas, jenes Etwas, welches das Ziel unsres Lebens, die Synthese des ganzen Daseins, der Harmonie und des Glücks ist . . .

Auf alle und auf uns selbst wälzen wir die Schuld, der ganzen Welt machen wir bittere Vorwürfe darüber, daß wir in entscheidenden Augenblicken diesen und nicht jenen Weg eingeschlagen. Dieser andere Weg erscheint uns immer als der bessere, als der, welcher zum Ziele geführt hätte, während der, den wir thatsächlich gewählt, stets eine Reihe unbegreiflicher Irrtümer für uns im Gefolge hatte. Wir denken gar nicht darüber nach, ob denn der andere Weg auch wirklich uns zum Glücke und nicht ebenfalls zu Bitterkeit und Elend geführt hätte — wir nehmen unbedingt an, daß auf ihm alles einen guten Verlauf gehabt haben würde.

So erklärt sich hieraus die Reue über das verschwendete Leben, die Reue über die verlorene Möglichkeit, das Glück zu besitzen, die Reue über jede ungenutzte, nimmer, nimmer wiederkehrende Stunde . . .

Dies ist die Abrechnung mit dem Leben.

Aber das ist erst die eine Seite des Todes-Dramas.

Die andere — ist der Tod selbst.

Was ist eigentlich der Tod? Eine Metamorphose? Ein Traum? Ein Verschwinden?

Nicht alle sind wir zum Abspielen der Rolle vorbereitet. Der Tod fällt wie ein Donner herab und fragt nicht, ob wir vorbereitet sind, ob wir irgend einen Balsam haben, der diesen Schlag lindern könnte.

Es ist etwas anderes, ob man sich in einen Sarg wie zum Schlummer legt mit der Hoffnung, in einer anderen Welt zu erwachen, oder ob man's thut ohne diesen Glauben, womöglich ohne Hoffnung, daß dieser Schlaf je ein Ende haben werde . . .

Auch ich habe keine Hoffnung. Ich stehe machtlos dem kommenden Schlage gegenüber, denn ich finde kein Gegengewicht in meiner Seele. Mit dem Erlöschen des Glaubens versiegte in mir auch die Lichtquelle, die mir früher alles so verklärt hatte, daß ich glauben konnte, es auch zu verstehen. Seit jener Zeit verloren meine chaotisch durcheinandergewirten Vorstellungen ihren harmonischen Zusammenhang. Das ganze Weltall zersprang für mich in Stückchen, und von dem ehemaligen gothischen Bau, der Gottes Größe verkündete, blieben nur einzelne Bruchtheile.

Ob ich je eine Notwendigkeit fühlte, dieses Gebäude aufs neue zu errichten, weiß ich selbst nicht mehr. Es giebt eine Epoche in unserm Leben, in der sich das Bedürfnis nach einer Synthese des Daseins in den innersten Tiefen unseres Herzens versteckt, wo es, übertäubt durch die lauten Anforderungen des täglichen Lebens, fast ganz unterdrückt wird. Diese Epoche habe ich eben überwunden.

Ich lebte bisher nur ein physisches Leben, ohne Sorge um die Zukunft, ohne darüber nachzudenken, was ich bin, wozu ich bin und was alles ist.

Es gab ganze Monate, in denen ich vollständig das Vorhandensein gewisser Rätsel im Dasein und im Laufe der Welt vergaß. Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele? Was sollte ich mich vorläufig darum kümmern? Wer denkt im einundzwanzigsten Lebensjahre ernst über solche Dinge nach? Ueber den Tod? Ich baute mein Leben, was konnte mich der Tod interessieren? Denkt denn ein Architekt, der ein Gebäude auführt, daran, was wohl nach Jahren damit geschehen mag? Daß und wodurch es in Trümmer zerfallen wird? Freilich, wenn man ihn in die Enge triebe, müßte er zugeben, daß seine Arbeit einst in Stücke fallen und das Loß alles Irdischen teilen werde. Aber betrachtet er nicht trotzdem diese Gewißheit des Verfalls als Chimäre, als entfernte Notwendigkeit, über die nachzudenken kaum der Mühe lohnt?

In der Lage eines solchen Baumeisters war auch ich. Ganz wie jener hielt auch ich die Betrachtung von Anfang und Ende des Universums für zwecklos — ich dachte also einfach gar nicht darüber nach.

Das Absolute, der Wille, das Unbewußte, der Dynamismus! Alle diese Worte verstand ich nicht recht; aber ich redete mir ein, sie zu verstehen. Sie vertraten mir meinen ehemaligen Gott. Die Theorie des Vitalismus erklärte mir das Vorhandensein der Organismen, und ich glaubte auch dies vorzüglich zu verstehen. Kamen mir je einmal Zweifel an meinem Verständniß für diese Begriffe,

so verschob ich die Klärung derselben auf später, auf eine unbestimmte, entfernte Zeit, da die rechte Gelegenheit dazu kommen würde. Wozu sollte ich mir damit den Kopf verdrehen? Lieber doch einen Roman lesen . . .

Auch ohne über diese Fragen nachzudenken, kann man leben, sogar ganz gut leben.

Ob man ohne dies Nachdenken auch ebensogut sterben kann, — machte ich mir das denn klar?

Ich bin der verkörperte Durchschnitts = Typus jener Phalanx halbgebildeter Menschen, die mit leerer Seele und Spott auf den Lippen vortrefflich alle Weltanschauungen und metaphysischen Ideen entbehren können und dabei sehr oft die am stürmischsten vordringenden Mitglieder der Gesellschaft sind (ich war auch nicht einmal einer von den letzteren), die einhergehen, die Augen zur Erde gerichtet und vom Himmel abgewandt. Auf das Leben setzen wir all unsere Hoffnungen, für dies opfern wir unsere ganze Kraft, aber darüber hinaus denken wir nicht.

Und man kann dabei gut leben, aber auch nur leben; wenn's jedoch zum Sterben kommt, packt uns die Verzweiflung.

Erst dann gehen uns die Augen auf. Wir erkennen die ganze Hinfälligkeit der Grundlagen unserer bisherigen Weltanschauung und wundern uns über uns selbst. Aus Herren des Lebens werden wir Sklaven des Todes. Keine der bisher wohlgepflegten Ideen kommt uns zu Hilfe; für das Leben waren sie alle gut, durch dieses geleiteten sie uns und brachten uns manchmal Glück — dem Tode

stellen wir uns allein, Auge in Auge gegenüber, ohne jegliche Unterstützung.

Ich bin nur ein Atom der belebten Natur.

Philosophische Ideen konnte ich mir nicht aneignen. Stets befand ich mich in einem Zustande der Umgestaltung und Umarbeitung. Leider ereilte mich der Tod, ohne das Resultat der Verwandlungen abzuwarten.

Und jetzt bin ich nichts. Denn was ist ein Mensch, der eben aus einer Phase der Entwicklung herausgetreten ist, und noch keine Zeit fand, in eine andere einzugehen? Kann ich auch nicht glauben, so wage ich doch nicht an allem zu zweifeln, denn dann würde ich den Glauben an mich selbst verlieren. In der Wissenschaft habe ich noch keine Enttäuschung erfahren, und ich glaube an ihre Macht; bisher konnte sie mir aber keinen Aufschluß geben, vielleicht weil ich mich ihr zu wenig gewidmet habe. Ich will und kann nicht wie ein dem Lehrmeister zu früh entlaufener Zögling mit dilettantischer Naivität über alles vom Dreifuß herab klugreden.

Ich bin wie ein edles Pferd, das, im Augenblick des Sprunges aufgehallen, ohne Stützpunkt über der Erde schwebt. Der Unterschied zwischen mir und einem Skeptiker ist eben der, daß dieser an einem Punkte hängen bleibt, ich aber immerfort laufe, laufe, ohne doch ein Ziel zu sehen.

Die Wissenschaft kommt und flüstert uns ins Ohr: „Laufe mir nach, und du wirst das Ziel erreichen“. Da wir weder die Kraft besitzen, alle Hoffnungen aufzugeben, noch die, an alles zu glauben, so stürzen wir, geängstigt

von dem uns ringsher umgebenden Dunkel, dieser einzigen Führerin nach und sagen im Geiste: „Vielleicht doch“.

Es giebt in unserer Sprache noch kein Wort, das ganz dem Gemütszustande, in dem ich mich befinde, entspräche, wie es kein Wort giebt, das den Zustand des Wassers, das keine Flüssigkeit mehr, aber noch kein Dampf ist, bezeichnet. Aber es ist zwischen diesen beiden doch noch ein Mittelzustand vorhanden; er ist vielleicht unfaßbar, unausdrückbar, aber immerhin ist er doch da als Uebergang, als Verwandlung.

Ich bin also ein Uebergang, eine Verwandlung, eine Zwischenzeit; ich bin ein zwischen Dogmatik und Skeptizismus hin- und herpendelndes Wesen, das stets bereit ist, zu einem dieser Extreme überzulaufen — ein Wesen, das nicht mehr das ist, was es war, und noch nicht weiß, was es werden wird.

In wie weit dieser Zustand wirklich nur ein vorübergehender ist, weiß ich nicht, denn ich habe ihn bis jetzt noch nicht überwunden — und ich werde ihn wohl nicht mehr überwinden. Man kann also auch sterben, ohne etwas zu sein.

So geht es ja den meisten von uns. Nur unsere schwach entwickelte Selbsterkenntnis und unser Hochmut sind die Ursachen, daß wir uns nicht immer zu solcher Zustandslosigkeit des Gemütes bekennen. Jeder will sich durch fertige Ideen und Ueberzeugungen auszeichnen, jeder will unbedingt ein Etwas sein, damit er das Recht habe, das Wort zu ergreifen und wie vom Dreifuß herab mit Ernst und Würde über alle Angelegenheiten dieser Welt zu

urteilen; niemand aber will eingestehen, daß er sich noch im Stadium der Entwicklung befindet.

Deshalb giebt es unter uns so viele fertige Exemplare und fast keine unvollkommenen, noch an sich arbeitenden.

Natürlich ist dies eine einigermaßen notwendige und sogar nützliche Erscheinung, denn sie schützt die menschliche Gesellschaft vor einer Ueberfülle an Unfertigen, die keiner That fähig sind.

Das Leben muß seinen eigenen Gang gehen, da jeder leben muß; und ob er mit den Händen oder Füßen, dem Kopf oder Leibe an die Erde gefesselt ist, das thut nichts zur Sache. Der Magen muß gesättigt werden, er ist stärker als der Kopf, und wird ihn nach allen Richtungen schlagen. Der Kopf kann schlimmsten Falls alle Ideen entbehren, der Magen aber Nahrung — niemals.

Hieraus folgt die rasende Uneinigkeit zwischen Geist und Körper. Der Geist ist ausdauernder im Entbehren, daher vernachlässigen wir ihn; für den Körper arbeiten wir alle emsig, denn er kann nicht warten.

Möchte man uns wenigstens nicht glauben machen wollen, daß dieser Weltorganismus der einzige Weg zur Vollkommenheit sei, ein Unterpfand für die Möglichkeit unseres Lebensideals!

Wir weben den Kanevas des Lebens mit unbeholfenen Händen, nur um die Arbeit loszuwerden, nur um den unumgänglich notwendigen Teil derselben zu beenden, ohne jeden Plan, ohne Eifer, ohne den Glauben, daß wir ihn gut weben, nur um fertig zu werden, denn das ist ein Muß.

Deshalb giebt's auch so viel unvermeidliches Unheil und Elend in der Welt.

Das schlecht zusammengefügte Gewebe reißt, fällt in Stücke, läßt Feuchtigkeit und Kälte durch, bedeckt unseren nackten Leib nicht dicht genug, wie ein von einem beschränkten Schneider liederlich gefertigtes Kleidungsstück, in dem der eine Ärmel irrtümlich zweimal eingenäht, der andere kaum eingehestet ist.

Und es kann auch gar nicht anders sein. Das Leben sowie seine Anforderungen fragen nicht danach, ob wir schon zur Arbeit reif sind, ob wir schon mit etwas Fertigem auftreten können, ob wir den vorgeschriebenen Teil der gemeinsamen Arbeit auch treulich beenden mit dem unbegreiflichen Glauben in der Seele, daß so und nicht anders gearbeitet werden müsse. Es gebietet einfach nur: „Du sollst dies oder jenes thun“, und macht uns mechanisch mit der Art der Arbeit bekannt. Lossagen kann man sich nicht, denn man muß arbeiten, man muß leben. Das eigene Gewissen ruft uns zu: „Arbeite“, denn die menschliche Gesellschaft hat ein Recht zu diesen Forderungen, und sie könnte unmöglich auf den Augenblick warten, wo dasselbe Gewissen im Stande sein würde zu antworten: „Ich bin bereit!“ —

Das Schreiben hat mich angegriffen, auch sehe ich, daß Sophie sich schon zum Weggehen rüstet; wahrscheinlich hat es sie unangenehm berührt, daß ich mich nicht mit ihr unterhalten habe. Mein Gott! wovon soll man denn sprechen? Können sie mich verstehen? Sie müßten, wie ich, im Sterben sein; doch wir sterben nur einmal und

nehmen das ganze Geheimnis des Todes mit uns ins Grab.

Die Sterbenden sind eben besondere Leute. An sie darf man nicht die Anforderung der allgemeinen Gesetze der Logik und des Lebens stellen. Sie sind wie Menschen anderer Planeten, die mit ganz verschiedenen Sinnes- und Geisteskräften begabt sind. Einerseits gefühllos, dann aber auch krankhaft empfindlich, betrachten sie die ganze sie umgebende Welt mit anderen Augen und verstehen sie auf ihre Weise. Ob besser oder schlechter — wer kann's beurteilen? Das Leben hat seine Rechte und der Tod die seinen. Im einen wie im anderen Falle müssen wir uns diesen Gesetzen fügen, denn aus uns selbst können wir nicht herausgehen.

* * *

28. März.

Trotz meiner großen Schwäche lasse ich mich jeden Tag in den Ueberzieher hüllen und zum Sessel führen. Das entkräftet mich allerdings noch mehr — das merke ich — aber es wird mir so schwer, auf die einzige Wonne, daß ich noch sitzen kann, zu verzichten.

Ich weiß, daß der Tag kommen wird, an dem ich mir schon werde sagen müssen: „Du wirst nicht mehr aufstehen“, aber ich will diesen schrecklichen Tag so lange wie möglich hinausschieben. Oft überfällt mich eine sinnlose Angst bei dem Gedanken, ich könnte zum letztenmal hier sitzen. Dann nehme ich alle Kraft zusammen und lasse mich im Zimmer herumführen, um zu erproben, ob ich

noch gehen kann. Solange mich Hoffmann besuchte, habe ich ihn oft gequält mit der Bitte, mich zu stützen und vom Sessel bis zum Bett und wieder zurück zu führen. Jetzt faßt mich manchmal Stasch von hinten unter die Arme und geleitet mich ans Fenster. Ich schaue eifrig und kann den Blick nicht abwenden von all den grauen und roten Dächern, gerade als verkörpere sich in ihnen die ganze Welt, von der ich werde scheiden müssen. Oft sinke ich vor Entkräftung beinahe um, und doch kann mich Stasch nur mit Gewalt zum Sessel zurückführen. Stets kommt es mir vor, als hätte ich mich zum letztenmale an dem Anblick erlabt, und ich möchte dieses vermeintlich letzte Hinschauen bis in die Unendlichkeit verschieben.

Werde ich vielleicht von morgen an nicht mehr aufstehen können? Bin ich vielleicht heute wirklich schon zum letztenmal am Fenster? Mir ist, als müßte ich schauen, schauen, um mich an dem Anblick satt zu sehen und zu berauschen, bis ich den letzten Atemzug thue. . . .

Ganze Tage sitze ich wie versunken und blicke gedankenlos vor mich hin, ohne etwas zu sehen. Ich möchte zu denken vergessen. Mein jetziger Zustand ist qualvoll. Eine maßlose Last drückt mich mit ihrem Gewicht zu Boden, aber ich gebe mir nicht mehr so oft die Mühe, dagegen anzukämpfen oder zu erforschen, was mich so bedrückt. Ich weiß, daß ich es mir nicht klar machen kann und füge mich darein.

Manchmal habe ich das Gefühl, als fielen ein feiner Bahn entgleister dunkler Planet zur Erde nieder und drohte, sie zu zertrümmern. Die düstere Scheibe am

Himmel vergrößert sich immer mehr, sie verhüllt Licht und Sonne, sie wächst und wächst, sie wird riesengroß — es sieht aus, als berühre sie mit ihrem äußersten Rande die Grenzen des Horizontes. Ein Augenblick noch, und eine schreckliche Katastrophe wird das Weltall treffen — etwas noch nie Dagewesenes, Fürchterliches. Die Erde wird in Stücke gerissen, unter furchtbarem Getöse zertrümmerter Welten zerbirzt der Raum, ein Abgrund klappt auf, und alles, alles stürzt in jähe, bodenlose Tiefe. Und in Erwartung des Entsetzlichen wälzt sich alles Erschaffene, bleich und farblos vor höllischer Verzweiflung. Zwischen Himmel und Erde erschallt das angstvolle Schreien der Vögel, die den Tod vor Augen sehen; auf der Erde heulen Menschen und Tiere vor Entsetzen und Wahnsinn; schon geht ihnen der Atem und das Licht aus, schon fühlen sie alle, daß sie zu Grunde gehen, und daß es keine Rettung giebt.

Dann aber kommt der vorletzte Augenblick. Ermattung und verzweiflungsvolle Apathie erfaßt alles Lebende auf Erden. Was gelebt hat, sinkt hin in hoffnungsloser Entkräftung, und erwartet regungslos und bewußtlos das Ende. Dunkle Nebel umhüllen die Sinne, mit dem letzten Atemzug von Milliarden Lungen reißen sich die Seelen von den Körpern los — und alles geht zu Grunde, vor dem Ende erstickt durch die Erschütterung, die das Tosen der Elemente begleitet.

Auch ich befinde mich in solch einem vorletzten Augenblicke: — ich werde von einer schweren Last zu Boden gedrückt und entkräftet durch die Hoffnungslosigkeit des

Kampfes. Auch mir verhüllen finstere Nebel das Gehirn, und ich quäle mich, bäume mich auf, und habe doch keine Hoffnung.

Das sind schreckliche Augenblicke. Manchmal, wenn ich fast vergehe vor grenzenloser Verzweiflung, mache ich übermenschliche Anstrengungen, um diesen Alp von mir abzuschütteln. Ich öffne die Augen weit, schaue ringsumher und suche nach alten Erinnerungen, um mich aus diesem Halbschlaf zu ermuntern. Dann aber denke ich: keine Hölle kann solche Martern ersinnen. A... a... a... ch... diese Gedanken, diese Gedanken! . . . Sie zersprengen mir den Schädel und versengen die Seele, sie machen mich wahnsinnig . . . Es ist schon besser, nicht zu denken, besser, unter diesem Druck das Leben zu beschließen.

Aufwachen, um zu leiden — einschlafen, um in den letzten Zügen zu liegen — das ist der Inhalt meiner Lebensstunden.

Meine einzige Beruhigung ist das Schreiben dieser Blätter. Ich erforsche und analysiere mich, als wäre ich mir selbst fremd. Dann erstirbt in mir der mit dem Tode ringende Schwindsüchtige, und es entsteht ein Beobachter, ein Kritiker. Manchmal reiße ich meine Wunden dadurch von neuem auf, aber diese sind bereits weniger schmerzhaft, vielleicht deshalb, weil ich selbst in ihnen wühle. Setzt doch oft einer, der den Schrecken vor einem gerade auf ihn gerichteten Pistolenlauf nicht bemeistern kann, das Rohr an seine eigene Schläfe — und er zittert dann wahrscheinlich nicht, denn er giebt sich selbst den Tod.

Wenn sich also der Augenblick der Gedanken-Anarchie

nähert, wenn in mir die Abspannung beginnt, greife ich fieberhaft erregt nach meinem kleinen Tagebüchlein, thue mit ihm zärtlich wie mit einem leiblichen Kinde und spiele damit.

Nur solche Spielzeuge sind mir übrig geblieben.

Vor allem vergleiche ich von Tag zu Tag meine Handschrift. Es freut mich, daß die Buchstaben einander ähnlich sind, und daß mir nicht die Hand zittert. Dann lächle ich und untersuche die Kraft der Hand; ich zeichne verschiedene Schnörkeleien, komplizierte Linien und Bogen an den Rand. Aber ich schreibe noch gleichmäßig und deutlich, nur immer schneller, damit mich nicht etwa ein unnützer Gedanke zwischen den Worten überfällt.

Doch bin ich entsetzlich abgemagert; meine Finger machen den Eindruck von Stöcken. Der linke Arm wird mir oft steif. Ich bemerkte, daß, wenn ich die Hände herunterfallen lasse, die Finger sich nie ganz zusammenbringen lassen, und daß sich der Zwischenraum immer mehr vergrößert. Das ist sehr natürlich; früher füllte ihn das Fleisch aus; jetzt wird es den Muskeln schwer, sich an die neue Lage zu gewöhnen.

Jeden Tag untersuche ich meine Fußsohlen, indem ich mit dem Finger fühle, ob sie geschwollen sind. Dies wird das letzte Zeichen sein. Meinem Vater und meiner Mutter waren ebenfalls zwei Wochen vor dem Tode die Füße geschwollen. Alle hielten es für ein schlimmes Zeichen und haben sich darin nicht geirrt. Ueberhaupt vergleiche ich mich jetzt entweder mit dem Vater oder mit der Mutter, indem ich genau beobachte, welchen Fortschritt

meine Krankheit macht. Alle Einzelheiten ihres Leidens, alle Erscheinungen desselben stehen mir noch klar vor Augen. Ich beobachte fortwährend heimlich meine unwillkürlichen Bewegungen, prüfe die Merkmale des Körpers, übe die Kräfte — und vergleiche, vergleiche stets.

Dies erleichtert es mir außerordentlich, mich in meiner Lage zu orientieren. Ich gehe Schritt für Schritt meiner Krankheit nach, hüte, bespioniere, kritisiere sie und bemühe mich zu erraten, was mich morgen, übermorgen, überhaupt bis zum Ende erwartet.

Manchmal stehen mir bei dieser Selbstschau die Haare zu Berge, aber manchmal vermag ich auch ein wenig Befriedigung darin zu finden. Ich weiß, daß ich sterben werde, wie andere gestorben sind, — aber ich erkenne auch den ganzen Unterschied: jene führte man mit verbundenen Augen zur Schlachtbank, ich dagegen gehe allein dorthin, indem ich alle meine Schritte zähle und mich unterwegs orientiere.

Kenne ich denn nicht selbst die kleinsten Einzelheiten des Todeskampfes? Weiß ich nicht, daß häufig ein paar Stunden oder einen ganzen Tag vor dem Ende sich die Kräfte des Kranken heben und eine trügerische Hoffnung auf Besserung wecken? Dies ist das letzte Aufflackern der Lebensflamme, und dann kommt das Dunkel, das Nichts.

Das alles weiß ich vorzüglich und habe deshalb diese Gewißheit der Hoffnungslosigkeit. Eine augenblickliche Rückkehr der Kräfte verkündet für mich nicht eine Wiederkehr des Lebens, sondern das Nahen der Agonie.

Wenigstens werde ich das Leben beschließen Auge in Auge mit dem Tode, mit einer Wunde, nicht im Rücken, sondern auf der Brust — wie ein Spartaner.

* * *

29. März.

Seit drei Wochen, d. h. seit der Zeit, da sich das Wort „Tod“ zum erstenmale tief in meine Seele gegraben hat, denke ich fortwährend, unaufhörlich an ihn, bin ich beständig unter seinem Drucke. Seit einer Reihe von Tagen und Nächten schon sucht mein Denken das Dunkel, das mich von allen Seiten umgiebt, zu zerstreuen, aber vergebens — das Rätsel bleibt immer dasselbe. Ich bin nicht thöricht genug zu glauben, daß ich in ein paar Tagen, trotz der Zermarterung meines Hirns, die Aufgabe lösen werde, an der die Menschheit seit ihrem Ursprunge gearbeitet hat — ich bethöre mich keinen Augenblick — und doch ist es mir unmöglich, nicht darüber nachzudenken.

Im Angesicht des Todes muß jeder über ihn nachdenken. Vielleicht mehr oder weniger nüchtern und gesund, vielleicht einfältig und unlogisch — immerhin aber denkt man nach und versucht stets, entweder das räthelhafte Dunkel zu lichten oder es durch die Brille seines Glaubens zu betrachten. Und es genügt uns, so tief wie möglich darüber nachgedacht zu haben; wir legen in dieses Nachdenken unsern ganzen Vorrat an Kenntnissen und Begriffen, fechten mit ihnen wie ein geübter Fechtmeister und gelangen zu Resultaten, wie sie eben den Waffen, mit denen wir gefochten, gemäß sind. Vergebens würden wir uns über

die Naivität oder über die unlogischen Folgerungen irgend eines Biedermanns wundern, vergebens würden wir Fehler in seinen Erwägungen suchen; für ihn waren es keine Irrtümer, denn er dachte, so gut er eben konnte, und der Tod war ihm das, was er sich von ihm vorgestellt hatte.

Es giebt also so viel Todesarten, als wir Begriffe vom Tode haben. Anders stellte er sich für St. Augustinus anders für Mainländer dar. Der eine stieg unter dem Gesang von Engelschören auf zu den Stufen des Gottes-thrones, der andere versank in das Nirwana. Was aber beide nach dem Tode erwartete, ist eine ganz andere Frage. Wenn auch Augustinus, seinem Glauben zuwider, in einem Nichts versunken wäre — hätte das seine letzten Augenblicke trüben können? Er schlief ein, wie wir jeden Tag einschlafen, nur mit dem Unterschiede, daß er statt auf Erden im Himmel erwachen wollte — ob ihn aber in diesem Schlafe irgend ein Ungemach treffen könnte, darum kümmerte er sich nicht, denn er schlief mit dem Glauben an ein Erwachen ein. Es kommt nur darauf an, was der Mensch gedacht, gelitten und erlebt hat, ehe er sich zum Schlaf niederlegte. Hat er geträumt — wird ihm der Tod ein Traum sein; hat er gelitten — ist der Tod für ihn ein Leid; — aber stets ist er nur das, was er von ihm gehalten.

Was denke ich vom Tode? Was wird er für mich sein?

Ich strenge mein Gehirn an, verzehre mich Tage und Nächte in Ergründungen und sehe: er wird für mich ein Dunkel, ein Rätsel, eine Unbegreiflichkeit sein. . . .

Ich werde in ihn versinken wie in ein dunkles Labyrinth, ohne Hoffnung, mich herauszufinden, ohne Gewißheit, wo ich bleibe. Vor meinen Augen dehnt sich ein grauer Vorhang, von dem ich nicht weiß, ob er etwas verbirgt und was es ist, das er verbirgt. Und doch soll ich vielleicht schon in wenigen Tagen hinter ihn treten mit der einzigen Gewißheit, daß es keine Rückkehr giebt.

Ich weiß auch, daß ich vorzeitig diesen Vorhang nicht heben werde, daß ich mir eher den Kopf einstoßen, als ihn entfernen könnte, und doch muß ich die verzweifeltsten Anstrengungen machen, ihn mit den Augen zu durchdringen.

Ich kämpfe nicht nur ohne Hoffnung auf Sieg, sondern mit der Gewißheit, daß ich gänzlich unterliegen werde — und doch kämpfe ich, um zu siegen. . . .

Nur mit dem Tode kann man einen so hoffnungslosen Kampf führen.

Manchmal lache ich über mich selbst und erlange in Augenblicken die Energie der Resignation — doch handelt es sich da stets nur um kurze Unterbrechungen. Der Gedanke eilt gewohnheitsmäßig denselben Weg, und wenn ich ihn mühsam von dieser Bahn abgelenkt, mache ich mir hinterher Vorwürfe, daß die Zeit vergeht und ich noch nichts ausgedacht habe.

Und dieses Gefühl des Vorwurfs, gleichsam des Bedauerns, verstärkt sich unsomehr, als nach solchen geistigen Betrachtungen das übermäßig angestrengte Denken erschöpft ist und meinem Willen, der es weiter treiben möchte, nicht mehr gehorcht. Wunderbar ist auch, daß diese Erschöpfung der Denkkraft stets gerade dann eintritt, wenn ich mich

irgend einer Erkenntnis so nahe glaube, wenn das Licht der gesuchten Wahrheit mir schon so nahe zu sein scheint, daß es nur eines einzigen kräftigeren Aufrassens bedürfte, um es zu sehen und alles zu verstehen. Ich halte den Atem an, spanne alle Kraft und Regsamkeit des Denkens an — noch ein Gedankensprung — und ich werde am Ziel sein . . . aber ich sinke ermattet hin.

Der verfeinerte, übermäßig ausgedehnte Gedanke pläzt plötzlich — und die Waffe, mit der ich die Himmel bestürmen wollte, entfällt, zerschmettert und kraftlos, meiner Hand.

Lessing sagt, daß die Menschen die Gewohnheit haben, mit dem Denken gerade dann aufzuhören, wenn es beginnt, schwierig zu werden — und gerade dann, wie noch ein anderer Schriftsteller hinzusetzt, wenn das Denken fruchtbar sein würde.

Ob es denn wohl wirklich fruchtbar sein würde? Ist es nicht nur eine Täuschung der Einbildungskraft, eine gewöhnliche Illusion des Glaubens an die Macht des Verstandes?

* * *

30. März.

Wie schnell haben sie sich doch in den Gedanken an meinen Tod eingelebt. Anfangs waren sie sehr verzweifelt. Stasch weinte wie ein Kind, Sophie war untröstlich — und jetzt. . . Sie sitzt und macht irgend eine Häkelarbeit, Stasch liest — und beiden kommt es vielleicht gar nicht in den Sinn, daß mit jeder Masche der Baumwolle,

mit jedem Buchstaben ein für mich kostbarer Moment ver-
geht. Und doch wissen sie es bestimmt, wissen sogar, daß
auch ich es weiß, denn ich selbst habe es ihnen gesagt;
ja, sie wußten es schon früher als ich. Und trotzdem
nehme ich keine Veränderung an ihnen wahr. Sie wurden
nur ein wenig stiller, sie vermeiden das laute Sprechen —
aber sonst ist alles wie gewöhnlich.

Ich wundere mich gar nicht über sie. Was sollen sie
thun? Es ist doch unmöglich, wochenlang Thränen zu
vergießen und sich beständig aufzuregen. In den größten
Schmerz kann man sich einleben und sich ihm beugen; habe
doch auch ich mich mit dem Tode vertraut gemacht und
bin scheinbar ruhig; um wieviel mehr konnten sie sich an
den Gedanken gewöhnen. Alles also ist, wie es nur sein
kann — aber doch . . . doch reizt es mich schrecklich.
Warum ist es so? Warum wird der Tod eines Menschen
von den anderen so gleichgiltig aufgenommen? Geschieht
das darum, weil wir alle sterben müssen, und weil der
Tod ein alltägliches Ereignis ist? Er verliert dadurch
doch nichts von seinen Schrecknissen. Ob nur ich sterbe,
oder ob Milliarden sterben — das ist ganz gleich; der
Tod bleibt der Tod. Trotz der tausendfachen Arten des
Sterbens ist das Ende stets dasselbe. Man verschwindet
von der Welt für immer, für ewige Zeiten und kehrt nie
wieder zurück. Liegt darin nicht Qual genug, um die
ruhigsten Seelen trübe zu stimmen?

Ich fühle die ganze Sonderbarkeit solcher Folgerungen,
ich sage mir selbst, daß es nicht anders sein kann, denn
wenn die ganze Welt untröstlich wäre über den Tod jedes

Einzelwesens, würde sie selbst morgen infolge des Leidens-
Ueberschusses den letzten Atemzug aushauchen — ich selbst
war nicht anders, und doch kann ich nicht umhin — es
ist mir unmöglich, nicht zu fragen, warum es so ist.

Nicht auf ihre Thränen kommt es mir an, denn es
ist mir selbst lieber, daß sie bedeutend ruhiger geworden
sind, aber es handelt sich für mich um das Recht des
Lebens, welches sich so selbstüchtig gegen den Tod anderer
verhält. Der Mensch lebte, arbeitete, dachte, war ein
Glied der Kette des Daseins — plötzlich geht er zu
Grunde und verschwindet, um nie wiederzukehren — und
dies beeinträchtigt in Nichts den Lauf der Welt. Er ver-
schwindet wie ein Stein im Wasser, eine ruhige Welle
geht über ihn fort, völlig unbekümmert darum, daß stets
neue Opfer hinzukommen.

Ich weiß, daß dies alberne, dumme, überdies raffiniert
egoistische Gedanken sind, daß es bleiben muß, wie es ist,
weil es so gut ist — trotzdem bin ich außer stande, einen
Schrei der Empörung über die Grausamkeit dieses Ver-
haltens zu unterdrücken.

Je mehr ich aber dieses Recht als kluges, einzig mög-
liches anerkenne, desto mehr empöre ich mich dawider, desto
mehr bemerke ich in ihm nur Verstand — aber kein Herz.

Schließlich habe ich mich vielleicht falsch ausgedrückt,
als ich sagte: „Ich empöre mich“. Eine Empörung ist
nicht nur Unzufriedenheit über vorhandene Einrichtungen,
sondern zugleich die Ueberzeugung von der Unvollkommen-
heit bestehender Zustände und der Möglichkeit einer Reform
derselben. So einfältig bin ich nicht, daß ich mich über

unerschütterlich Feststehendes, das ich als das beste anerkennen muß, innerlich aufbäume, aber ich kann doch sagen, ob mir dieses Etwas gefällt, ob mir gut oder schlecht dabei zu Mute ist. Diese Unzufriedenheit wird das Weltall nicht erschüttern.

Welch ein elendes Wesen ist doch der Mensch mit seinem ganzen Verstande! Begabt mit der Fähigkeit zur Analyse, zur richtigen Erkenntnis alles Bestehenden und doch der schöpferischen Kraft, selbst auf dem Gebiete der Abstraktionen beraubt — ist er wie Simson, dem man die Haare abschnitt. Er rüttelt an allem, kann aber nichts ändern, obgleich er alles sieht.

Gut ist es, daß mein Stasch diese Blätter nicht liest, er würde das Schreiben als Danaidenarbeit ansehen — was es ja eigentlich auch ist. Glückliche derjenige, der sich mit allem einverstanden erklärt und nutzlose Bemühungen aufgibt. Bei mir ist das Gegenteile schon zur Manie geworden, und ich werde mich in der Beziehung nicht mehr ändern.

* * *

31. März.

Es liegt etwas Schweres, Unnatürliches in der Atmosphäre, die mich umgiebt. Das begann an dem Tage, an welchem Starzeck Stasch über den wahren Zustand meiner Krankheit aufgeklärt hat, und dieser dann Sophie davon benachrichtigte. Damals also machte sich zum erstenmale eine gewisse Unnatürlichkeit in unserem Verhältnis geltend; wir spielten Komödie vor uns selbst und wußten es auch

ganz genau. Unsere Worte waren nicht der Ausdruck unserer Gedanken. Alle dachten wir dasselbe, doch jeder war bemüht, es vor dem anderen zu verbergen.

Ich glaubte, Lopackis Besuch würde eine definitive Aenderung herbeiführen und entweder die Gedanken in andere Bahnen lenken oder sie zu lautem Ausdruck bringen. Weder das eine noch das andere ist geschehen. Um aber dies beängstigende Schweigen über die für uns alle wichtigste Angelegenheit zu brechen, erzählte ich ihnen am folgenden Tage das Ergebnis der Unterredung; sie sollten wissen, daß ich mich nicht mehr täusche und daß wir nun also über alles sprechen könnten.

Ich habe mich jedoch verrechnet. Vor allem verlangte ich eine Unmöglichkeit; denn einfach unmöglich ist es, mit einem Sterbenden stets offen über seinen Tod zu sprechen — und dann überschätzte ich auch meine eigenen Kräfte. Als sie sich meinem ungestümen Drängen fügten und zuhörten, wie ich ihnen vom eigenen Tode erzählte, sah ich, wieviel Kummer es ihnen bereitete. Sophie wurde immer bleicher und wollte sich in Thränen auflösen; Stasch biß die Zähne zusammen und sprach kein Wort. Das reizte mich ganz unerhört. Warum — dachte ich bei mir — können sie nicht klar und offen gestehen, daß sie sich mit der Thatsache ausgesöhnt haben, daß sie schon daran denken, was nach meinem Tode sein wird? Denn sie müssen doch denken . . . Ich spottete ihrer mitleidslos, rüttelte mit einer gewissen Grausamkeit an meinem eigenen Kummer, vielleicht um ihnen zu zeigen, das mich eben nichts schmerzt und daß ich meinen Tod wie die gewöhn-

lichste Sache von der Welt ansehe. Ich weiß, daß ich mir selbst blauen Dunst vormachte und bestrebt war, durch erzwungenen Mut das Entsetzen, das mein Herz erfüllte, zu übertäuben. Und unbedingt, unbedingt verlangte ich, daß auch sie einen solchen Cynismus der Wahrheit an den Tag legen sollten. Aber gerade die Schreckensmienen, die Bestürzung, die sie mir bei jedem Schritte zeigten, waren mir am unerträglichsten.

Schließlich habe ich, was ich wollte, erreicht, aber dieser Sieg kam mir allzuteuer zu stehen, und ich erkannte, daß meine Nerven weniger stark sind, als ich dachte.

Als eines Tages Stasch, der meinem Wunsche gemäß sich scheinbar offen aussprach, sagte: „Fräulein Sophie wird, wenn alles vorüber ist, gleich aufs Land fahren“, erfaßte mich ein solches Schmerzgefühl, als würde mein Herz mit Zangen gekniffen. Nein, ich konnte es nicht anhören, ich rief, ich schrie fast: „Laß sein!“ — und dann drängte ich nicht mehr auf sie ein.

Allein kann ich sogar denken, daß ich verfaulen werde, aber das geringste Wort von ihnen trifft mich wie ein Dolchstoß. Aber warum nur? Ich bethöre mich doch gar nicht, ich weiß doch alles; die Einbildungskraft stellt mir die schrecklichsten Bilder vor Augen — und doch kann ich davon nicht reden hören. Sie fühlen es und vermeiden es natürlich. Aber wovon soll man denn jetzt sprechen? Wo findet sich ein Thema, das uns wenigstens für Augenblicke fortreißen könnte?

In den ersten Tagen führte ich mit Stasch lange und ernste Gespräche über den Tod, anfangs über meinen

eigenen; dann im allgemeinen über Sterben. Hauptsächlich sprach ich; er hörte zu, von Zeit zu Zeit ein Wort dazwischenwerfend, bis er in Eifer geriet. Dann vergaßen wir für kurze Momente alles, und die alten Zeiten kehrten wieder. Doch ein unvorsichtiges Wort, ein Blick genügte, um die trostlose Wirklichkeit mit aller Grausamkeit heraufzubeschwören.

Dann gaben wir den Disput auf; das ewige Einerlei des Inhalts, die fortwährende Wiederholung derselben Gedanken mußte schließlich ermüden. Ich kann weder etwas Neues erfinden noch mich selbst verleugnen. Den Inhalt meines Geistes bilden die drei Worte: „Ich soll sterben!“ — Aber es fällt ihm doch schwer, sich stets mit meiner Tragödie zu beschäftigen, denn noch lebt er, noch nimmt ihn die ganze Welt in Anspruch. Daraus folgt die jetzige Langeweile, daraus auch der Zwang, meine Gedanken zu verbergen, und die Unnatürlichkeit, die mich so sehr niederdrückt.

Es vergehen ganze Stunden, in denen wir sitzen, ohne ein Wort zu sprechen, ohne die wenigen letzten Tage, die mir nur noch gehören, auszunützen.

Und so wird es bis zum Ende sein; ich werde davongehen mit der sich mir immer stärker aufdrängenden Ueberzeugung, daß ich den Rest meines Lebens nicht genügend verwertet, daß ich vergessen habe, etwas zu thun, zu sagen...

Und darum wünschte ich dieses Ende nicht mehr zu lange hinausgeschoben. Wozu? weshalb? Um sie länger zu quälen und selbst länger zu leiden? Mich kann nichts mehr berühren; die Tage werden vergehen, einer wie der

andere, unendlich gleichförmig, im Erwarten. Denn sie warten . . . sie mögen es sich zwar vor ihrem eigenen Gewissen nicht gestehen wollen — aber sie warten . . . Sophie gab die Hälfte ihrer Stunden auf, Stasch ebenfalls — auch besucht er keine Vorlesungen; sie wissen doch wohl, daß es nicht mehr lange dauern kann — daher warten sie beständig. . . . Jeder Tag meines Lebens ist ein Diebstahl an ihrer Freiheit, das heißt ein Raub an ihrem eigenen Leben. Ich sehe das alles — und darf nicht einmal wünschen, dem Tode auch nur eine Stunde abzurufen. Im Gegenteil — ich muß mich beeilen, sie zu befreien.

* * *

1. April.

Heute erhielt ich zwei Briefe — Aprilscherze. — Die lebende Welt hat sich meiner erinnert und schickt mir eine Begrüßung und Verabschiedung. Damit wird wohl mein Verhältnis zu ihr enden. Stasch, der den Stadtpost-Marken nach erriet, welcher Art jene Briefe seien, wollte sie mir nicht geben und meinte, es würden Thorheiten darin enthalten sein. Er hat sich nicht geirrt; es waren wirklich lauter unpassende Scherze — und doch haben mir diese zwei Stückchen Papier, von unbekannter Hand geschrieben und in völligem Kontrast zu meiner jetzigen Lage stehend, eine große Freude bereitet.

Die Welt, diese bewegliche, lebendurchpufste Welt, blickte zum letztenmal in mein Zimmer. Es machte mir eine unglaubliche Freude, daß diese Welt mich noch zu

ihren Mitgliedern zählt, und daß ich vor dem Absterben noch nicht für sie gestorben bin. Ich hatte schon freiwillig auf sie verzichtet, indem ich mich frühzeitig aus der Liste der Lebenden ausstrich; nun aber hat sie mir die Ueberzeugung aufgebrängt, daß ich noch lebe.

Der Bodensatz dieser Freude aber ist nagendes Herzweh. Jeder Lebensschimmer fällt nur noch in meine Seele, um ihre Wunden um so greller zu beleuchten. Darum sage ich mich schon von der Welt los und möchte sie so schnell wie möglich vergessen. Könnte ich sie ungesehen verlieren, könnte ich lernen, mich von ihr zu trennen, könnte ich sie hassen, um meine Leiden zu verringern! Ich umgebe mich wie mit einer Quarantäne, ich lasse keine Nachricht von außen zu; ich breche das Gespräch ab, wenn ich darin den Widerhall der Außenwelt vernehme, und doch bleibt mir auch das nicht gänzlich erspart. Manchmal wird es mir schwer, mich in acht zu nehmen. Oft thue ich unwillkürlich Fragen, vergesse die Wirklichkeit und begrüße mit Freuden jeden Lichtblick, der mein verlöschendes Leben erhellt, ach, nur um später desto mehr zu leiden.

Heute zum Beispiel bereitete mir Stasch absichtslos einen großen Kummer. Als er von der letzten Weichsel-Überschwemmung sprach, bemerkte er etwas von einem projektierten Boulevard; es ist eine Thorheit, eine Lächerlichkeit — und doch hat es mich schmerzlich berührt. Weshalb soll ich wissen, was sein wird, wenn ich es nicht mehr sehen kann?

Nur ein Sterbender kann begreifen, wieviel Schmerz, wieviel rasende Verzweiflung in den Worten liegt: „Ich

werde es nicht mehr erleben! Ich werde es nicht mehr sehen — jawohl, ich werde es überhaupt nie sehen!“ . . .

Was bleibt mir also für den Rest meiner Tage, nachdem ich mit der Welt abgeschlossen habe? — Vier leere Zimmerwände, die Dächer vor meinem Fenster, eine löcherige Bettdecke und das Muster der Tapeten.

Diese Dinge bilden jetzt nicht mehr, wie früher, den Hintergrund meines Lebens, sie sind mein Leben selbst; denn außer ihnen giebt's für mich nichts mehr.

Und ich quäle mich, quäle mich hundertmal mehr moralisch als physisch, denn diese Ungewißheit, diese schreckliche Langeweile und Unbeweglichkeit drückt mich nieder und läßt mich zu Grunde gehen. Oft scheinen mir die Stunden wie Jahrhunderte und zugleich wie Augenblicke zu sein — ich empfinde Kummer darüber, daß ich leide und sogar darüber, daß ich zu leiden aufhören werde. Alle Gedanken verwirren sich, geben einen Wirrwarr; ich weiß selbst nicht, was ich wünschen, was ich thun, woran ich denken soll, und ich verfall wieder in einen Zustand des Kindischwerdens und der Apathie. Tapeten, Löcher in der Bettdecke, Wände — bilden stets von neuem den Gegenstand des Gespräches und Denkens. Es wiederholt sich die von Ewigkeit her bekannte Geschichte vom Haupte der Hydra, das man nicht abschlagen durfte, um kein neues entstehen zu lassen. Und so wechselt dieser Zustand bis zur Herzbeklemmung.

Manchmal, wenn ich unbeweglich daliege, die Augen auf die Decke gerichtet, ohne zu sprechen, mit den Leiden ringend, kommt mir der Gedanke: warum nutze ich diesen

Lebensrest nicht aus, warum spreche ich nicht, warum umgebe ich mich vorzeitig mit der Ruhe des Grabes? Man müßte doch die letzten Lebensfunken anfachen, sich ausleben, etwas sagen, etwas thun, etwas genießen, kurz — sich noch ein wenig an der Lebensfreude berauschen.

Dann beginne ich fieberhaft schnell zu sprechen, ertheile Sophie Ratschläge fürs ganze Leben, treffe meine letzten Anordnungen, philosophiere mit Stasch, spreche Paradoxe aus, lache, umarme und küsse sie beide, und so vergeht mir die Zeit unbemerkt.

Unbemerkt! Eben, daß sie unbemerkt vergeht, verursacht mir Qualen. Mit Wehmut und Aerger zähle ich solche Minuten, weil sie mir so schnell vergingen, während ich sie nicht fühlte und mir nicht nach Ablauf einer jeden den Wonnegedanken wiederholte: „Noch lebe ich!“

Diese Minuten, diese kostbaren Minuten verschwende ich nutzlos, indem ich nicht jeden ihrer Augenblicke genieße und mich meines Daseins freue! Es sind verlorene, mitleidslos gestohlene Minuten, abgerissen von meinem elenden Leben. Mag sie derjenige verschwenden, der sie nicht zu zählen braucht, der ihrer noch eine Menge vor sich hat. Ich darf sie nicht verlieren, denn sie sind mein einziger Schatz, mein einziges Lebens-Privilegium.

Und wiederum nehme ich alles wahr und quäle mich.
Aber die Tage fließen und fließen. . . .

* * *

2. April.

Heute Mittag führte ich mit Stasch ein längeres Gespräch. Vor allem frappierte mich der kolossale Unterschied unserer Anschauungen über den Tod. Es handelt sich nicht darum, ihn zu verstehen — denn wer kann ihn wohl verstehen? — sondern um die Tiefe der Gedanken über ihn. Für mich ist der Tod der einzige Krebs, der an der Menschheit frisst, ihre einzige Tragödie, mit der verglichen alles andere nur als ein Spielzeug erscheint; der Tod — das ist der wahre Fluch, der auf den Erdenjöhnen lastet. Stasch aber versteht ihn anders. Auch für ihn ist er ein Unglück, aber nicht eins der größten. Er ist ein notwendiges Uebel, aber eben weil es notwendig ist, verliert es an Kraft und bedarf, wie ein mathematischer Grundsatz, keines Beweises mehr. Das ist das Muster einer praktischen Folgerung, die sich nicht auf das ganze Dasein des Wesens, sondern nur auf dessen Leben gründet!

Wenn wir den Tod als einen Grundsatz, als eine unentrinnbare Notwendigkeit anerkennen und ihm somit den Charakter einer blinden Ueberraschung nehmen, dann erleichtern wir uns nur die mathematischen Spezies des Lebens, indem wir diese unbekannte Größe von der Gesamtsumme abziehen oder ihr zuzählen. Wir haben Kirchhöfe, fertige Särge, Beerdigungsanstalten, Leichenwagen; wir haben Statistik, Medizin, sogar Balsam — wie wir für Neugeborne Wiegen, Windeln und Hebeammen haben — mit einem Worte, wir machten sogar aus der handwerksmäßigen Behandlung des Todes eine Spezialität und gliederten sie säuberlich in einzelne Abteilungen. Wirklich,

wir können sterben, ohne zu fürchten, irgend jemand in Verlegenheit zu bringen, denn alles harret in Bereitschaft. Der Tod ist für uns eine Erscheinung genau derselben Art — nun, sagen wir, wie der Sonnenuntergang oder die Ankunft einer berühmten Diva. Einen Verstorbenen packt man in den Sarg; eine Diva zu sehen, geht man ins Theater — und alles ist in Ordnung. In der That, der Tod bildet eine Abteilung für sich, wir ziehen ihn in die Berechnung, und die Welt braucht sich nicht mehr um ihn zu kümmern. Eine unerhört angenehme Einrichtung . . . für die Lebenden. — Aber für die Sterbenden? Sollen sie sich darüber freuen, daß der Totengräber ihr Grab regelrecht bereiten, oder daß der Tischler ihren Sarg gut vernageln wird? Was hat denn dies mit dem Tode selbst zu thun? Was mit ihren Gedanken, ihren Qualen? Was mit dem Rätsel, vor dem sie schauern?

Und was will ich? Ich will nichts; ich spreche nur und frage; das ist doch erlaubt? Die Unbeugsamkeit und sogar verhältnismäßige Vollkommenheit der Weltgesetze schützen uns vor sinnlosen Versuchen einer überflüssigen Kritik — aber es ist doch erlaubt, manchmal zu murren, wenn es zu sehr schmerzt. Und Stasch versteht das alles nicht; seine Gedanken sind gewissermaßen begrenzt, während die meinigen immer weiter vorschreiten.

Jetzt erst ist es mir gelungen, den Unterschied zwischen uns beiden, der vielleicht erst unlängst entstanden, recht zu erkennen. Er ist der Typus eines praktischen, thätigen Menschen, der, wenn auch nur in Gedanken, stets etwas zerstört oder aufbaut. Weit klüger als ich fesselt er seine

Gedanken nicht, wie ich, in den Sphären nutzloser Grübeleien, die den Geist von der Wirklichkeit wegreißen. Auch er kritisiert, auch er gehört zu den mit dem Leben Unzufriedenen, aber gegen alle Mängel hat er Mittel erfunden, und wenn er leidet — dann leidet er nicht wie ich unter selbstquälerischen Erwägungen, sondern er resigniert wie Tantalus, der die Früchte sieht und fühlt, aber vergeblich bemüht ist, sie zu erreichen.

Dabei ist das menschliche Dasein und das Leben für ihn — eins. Mit dem Gesetze des allgemeinen Verschwindens ist er vollständig ausgeföhnt, und da er weder vor der Geburt, noch nach dem Tobekampfe etwas wahrnimmt, ist er bemüht, die Zwischenzeit, diese einzige Gelegenheit der Existenz, zu seinem eigenen und zu seiner Mitmenschen Wohl auszunutzen. Auf das Leben setzt er alle seine Hoffnungen, arbeitet dafür und beurteilt alles von dem Standpunkt des Lebens aus. Als ich heute die paradoxe Ansicht aussprach, daß angesichts der Todesgewißheit jeder die Hände sinken lassen müßte, denn weshalb solle man arbeiten und kämpfen, wenn man nicht einmal die Gewißheit habe, wenigstens kurze Zeit die Früchte seiner Arbeit zu genießen — antwortete er mir, daß gerade wie es ist, es gut sei, denn dächten alle so wie ich, so wäre die Welt längst zu Grunde gegangen. Das ist aber keine direkte Antwort auf meine Behauptungen. Ich berühre die Grundsätze, er aber die Konsequenzen — und eben darin hat sich die Richtung seiner Gedanken deutlich ausgeprägt. Deshalb können wir uns auch nie verstehen.

Denn, daß alles, wie es ist, auch gut ist, weiß ich allein und bin mit seiner Behauptung einverstanden — wunderbar ist nur, warum es so ist. Weshalb denken wir nur so wenig an die einzige Gewißheit, daß wir alle sterben werden, und vergegenwärtigen uns nie ihr einstiges Herannahen? Ein Jüngling z. B. opfert viele Jahre in mühseliger Arbeit, um später Arzt oder Jurist zu werden, aber fast nie kommt ihm der Gedanke, daß seine Mühen vielleicht vergeblich sein könnten, wenn er stürbe vor Erreichung seines Ziels. Ein Beamter plagt sich unzählige Stunden fortwährend am Pult, beschreibt ganze Stöße von Papier mit den für ihn gleichgiltigsten Angelegenheiten, nur in der Hoffnung auf irgend eine Beförderung und kümmert sich ebenfalls nicht darum, ob er sie auch erleben werde.

An den Tod aber denkt niemand; niemand rechnet in Wirklichkeit mit ihm. Und was sind im Vergleich zu ihm alle Beförderungen der Welt, alle Auszeichnungen, was Millionen, Quadrillionen sogar?

Ueberdies können die Beförderungen ausbleiben, der Ruhm kann wie Staub verwehen, die Quadrillionen können unerreichbar sein, und nur der Tod allein steht als das sichere Ende von allem unerschütterlich fest.

Weshalb also rechnen wir so wenig mit ihm?

Stasch wäre nicht um die Antwort verlegen. Für ihn ist auch dies gut, wie es ist; denn hätte die Menschheit nur eine Woche in solchen Erwägungen zugebracht, so hätte sich die eine Hälfte vor Aufregung erschossen, die andere wäre verrückt geworden.

Aber das ist keine Antwort auf meine Frage. Es handelt sich nicht darum, ob das Bestehende gut oder schlecht ist, denn so ist es und wird es ewig bleiben — sondern warum es so ist?

Nun, deshalb, weil wir alle wissen, daß wir sterben werden und doch niemand daran glaubt. Unrichtigerweise nennt man dies ein Paradoxon, es ist die wahrhaftigste Wahrheit. Den Tod beziehen wir auf andere, nur nicht auf uns selbst.

Trotz Milliarden einleuchtender Beispiele, trotz der überzeugenden Wirklichkeit, sogar trotz der schlagendsten Gewißheit machen wir alle aus uns selbst Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Niemand wird es sich eingestehen, wir können es eine Thorheit nennen, über unsere eigene Dummheit lachen, und doch . . . doch . . . mögen wir nicht an den eigenen Tod glauben. Dieser seltsame, allerseitsamste Unglaube tritt vielleicht im Geiste nie als eine hell und klar gebildete Behauptung auf, aber er steckt irgendwo in den verborgenen Falten des Gehirns als eine instinktive, angeborene innere Stimme. Wir wissen nicht, daß wir sie haben — sie aber geht in unsere Gedanken über und beeinflusst dieselben.

Wir sagen uns allerdings nie, auch nicht im geheimen: „Ich werde nicht sterben“. Nein, das wäre zu thöricht, zu vermessen: wir verschieben nur unseren Tod bis zur Unendlichkeit, wir rücken ihn soweit in die Ferne, daß er uns mitunter ganz vor den Augen verschwindet. Die Lebensjahre verfließen, aber der Tod nähert sich uns nie; auch er rückt mit den Jahren von uns ab, und stets sind

wir von ihm in gleicher Entfernung. Der Verstand leugnet es, aber die verborgene, unfaßbare, verschämte Stimme flüstert uns stets ins Ohr: „Vielleicht doch, vielleicht doch“. Worauf der Mensch eigentlich rechnet, das ist am wenigsten klar; wahrscheinlich auf Gott im Himmel, auf Lebenselixir — vielleicht auf das, worauf noch der Delinquent mit dem Strick am Halse rechnet: „Denn wer weiß?“ „Und wenn es wirklich so wäre . . .?“

Hierin eben steckt die Quelle dieser sonderbaren Gleichgiltigkeit angesichts des Todes, und dieser verdankt die Menschheit ihr Dasein und ihre Zivilisation.

Denn wer würde noch etwas arbeiten, schaffen, anfangen wollen, hätte er nicht diesen unbewußten Glauben, nahezu an die Unsterblichkeit — nicht an die dort irgendwo im Himmel, sondern an die hier auf Erden? Wer würde die Leiden ertragen wollen ohne die Hoffnung, daß sie einmal enden werden, und daß eine Zeit zum Genießen der Früchte kommen wird?

Warum sollten die Menschen lieben, kämpfen, sich aufopfern? Des Altruismus wegen? Thorheit! Was hat man von der Liebe, wenn sie nicht eine Stunde des Daseins verlängert? Was hat man von der Zufriedenheit mit sich selbst, wenn man sie nicht fühlen sollte?

Stellen wir uns nicht als Ideale hin! Mosso entdeckte, wo sich im Gehirn das Nervenbündel findet, das auf Mutterliebe deutet. Der Mensch, bei dem es sehr schwach entwickelt ist, heißt ein Ungeheuer — der es in entwickeltem Zustande besitzt, nimmt die Huldigungen der

Welt entgegen. Wenn dies also Thatsache ist — wo liegt dann das Verdienst oder die Schuld? Wer ist dafür verantwortlich zu machen, daß seine Gehirnzellen stark oder schwach entwickelt sind, da er ja schon so geboren ward?

Und doch verstehen es die zärtlichen Mütter, sich so sehr mit der Liebe zu ihren Kindern zu rühmen! Mögen sie wissen, daß sie ihre Idealität nur gewissen Gehirnkammern verdanken und ohne dieselben ihre Kinder ebenso zärtlich erwürgen könnten.

Legen also auch wir unseren Altruismus nicht einzig als Idealität unserer Natur aus, denn auch sein Ursprung könnte sich als dunkler, blinder und ungewisser Knoten, wie der des Mofso, wiederfinden.

* * *

3. April.

Ich schreibe in Gegenwart Sophies. Während der letzten Tage habe ich es nicht mehr geheim gehalten. Sie fragten mich oftmals, was ich schreibe, aber ich habe sie stets kurz abgefertigt. Auch ist es mir endlich gelungen, mich von der abwechselnden Aufsicht der Kollegen zu befreien; ich verbot Stasch, sie mir ins Haus zu bringen. Nichts reizte mich so wie ihre dummen Gespräche und die Lust mich zu bevormunden. Sie glauben, daß ein kranker oder sterbender Mensch einen Teil seiner Unabhängigkeit verloren habe und zu einem Klumpen werde, auf den man all seine Vorräte an Mitgefühl und Barmherzigkeit abladen kann. Physisches Unvermögen bedingt

noch wohl kein geistiges: im Gegentheil, die Körperschwäche verschärft nur das Empfinden der Nerven und verfeinert das Gemüt. Die Lebenskräfte liegen eben nach einer Richtung bis zum Uebermaß brach. Mein Gemüt ist jetzt für äußere Eindrücke derart empfänglich, daß die geringste Schattierung der Intonation der Stimme, die leichteste Bewegung der Gesichtsmuskeln meine Aufmerksamkeit erregen. In der Fähigkeit des Erratens gehe ich manchmal bis zur Absurdität, denn oft erdichte ich auch Unrichtiges, womit ich mich selbst und andere quäle. Ich gerate oft in so große Aufregung, daß ich in allem Anlaß suche, mich selbst zu verletzen. Es hilft keine Reflexion und kein Eingehen auf die Lage anderer, ich arbeite alles nach meiner Schablone um und erkläre es mir in meiner eigenen Weise. Ich weiß, daß dies schwärmerische Chimären, krankhafte Exaltationen sind, und doch bin ich unfähig, meine vibrierenden Nerven zu beherrschen und werde auf diese Weise durch meine eigene Niedergeschlagenheit noch immer mehr deprimiert.

Nehme ich z. B. die Gespräche meiner Kollegen; ich weiß selbst nicht, worüber sie sprechen sollten, aber jedes ihrer Worte machte mich fast rasend. Redeten sie mit leiser Stimme im Tone des Mitgeföhls und der Betrübniß, um meiner Lage Rechnung zu tragen, so verstimmte mich das im höchsten Grade, und ich fühlte mich versucht, sie mit ihrer ganzen Teilnahme zu verspotten. Ich wollte ihr Erbarmen nicht, dieses Halberbarmen, das nichts kostet und wie ein Almosen den moralisch Elenden gespendet wird.

Sogar Stasch und Sophie, diese Engel der Liebe,

sind manchmal Gegenstand meines Hasses; denn es giebt Momente, in denen ich mit Wollust mit ihren Gefühlen spiele und mich an den ihnen bereiteten Qualen weide. Ich bin böse, rauh, mitleidlos — das weiß ich selbst ganz genau; aber eben, weil ich meine Schuld einsehe, treibt es mich zu immer böshafteren Einfällen. Je mehr ich mich als Satan fühle, destomehr bemühe ich mich, diese Benennung zu verdienen. Manchmal liegt auch am Boden der Hölle eine Wollust; vielleicht eine satanische, abscheuliche, aber immerhin eine Wollust. Kranke Seelen, wie die meinige, haben Wohlgefallen an allen Extravaganzen, seien es gute oder böse.

Heute habe ich ihnen und mir selbst wieder einige Stunden verbittert. Es handelte sich wie immer um eine geringfügige Sache, um eine Kleinigkeit — und doch brachte ich Sophie zu krampfhaftem Weinen und Stasch zur Niedergeschlagenheit.

Ohne alle Ursache ließ ich etwas verlauten von der Anschaffung neuer Gamaschen. Ich sagte es natürlich ohne Hintergedanken — so, so — nur um etwas zu sagen. Derartige Fehler begehe ich jetzt immer seltener, denn ich habe mich bereits an die Konsequenz meiner neuen Lage gewöhnt.

Sophie jedoch hielt mich für naiver, als ich es thatsächlich bin; sie ging eifrig auf mein Vorhaben ein und forschte nach allen Details. Sie meinte es gut und wollte mich um den Preis einiger Rubel die Wirklichkeit vergessen machen, indem sie mir einredete, daß mir Gamaschen wirklich notwendig fehlten.

Diese ihre plötzliche Lust, meine Laune zu befriedigen, frappte mich sofort; nicht eine Sekunde war nötig, um mein Nachdenken in dieser Beziehung wachzurufen. Eine Reihe von Gedanken, in unerbittlicher Konsequenz mit einander verbunden, ging mir durch den Kopf. Halb fühlte ich Dankbarkeit für Sophie ihrer Liebe wegen, halb Bitterkeit darüber, daß ich mich so überrumpeln ließ. Die Bitterkeit gewann die Oberhand. Meine Nerven sind derartig wund und krankhaft empfindlich, daß ich außer Stande bin, mich ihrer Gereiztheit zu widersetzen; sie machen mich zu ihrem Sklaven trotz der Proteste des Verstandes, trotz der Befehle des Willens.

Ich wollte Sophie einreden, sie habe höhnisch gelächelt, als ich der Gamaschen erwähnte, obgleich die Aermste nicht daran gedacht hatte. Ich machte ihr Vorwürfe, daß sie kein Herz besäße, beschuldigte sie der Grausamkeit und der Lust, mich zu quälen und mir die letzten Tage zu vergiften u. s. w. u. s. w.

Was habe ich nicht alles geschwätzt!

Aber sie, geduldig, furchtsam, ganz in Thränen, versuchte nicht einmal, sich zu rechtfertigen; sie sah mich nur erstaunt und mit starren Augen an und klagte darauf vor Stasch, den sie zum Zeugen ihrer Unschuld nahm. In der Hand hielt sie noch die Börse, aus der sie vorhin das Geld für die unglückseligen Gamaschen nehmen wollte. Alles sah ich, alles verstand ich, auch dies, daß sie zur Befriedigung meiner Laune geneigt war, so viel schwer erarbeitetes Geld zu opfern — ich erkannte meine ganze Schuld, aber gerade, weil ich mich so schuldig fühlte, be-

harrte ich eigensinnig auf meinem Verdachte. Es endete, wie gewöhnlich Szenen dieser Art endigen. Sophie kniete an meinem Sessel nieder und begann mir Gesicht und Hände zu küssen, bis meine Erregung mit den Thränen dahin floß. Ach! der Tod ist vor allem eine bössartige Furie, welche die Herzen verhärtet und die Gehirne vergiftet. Der Tod — das ist keine rührende, das Herz bewegende Szene, wie das Ende der Dramen eines Dumas — es ist ein abscheulicher Zeretzungsprozeß des Gemütes und Körpers.

Zu Grunde gehen irgendwo im Sturm der Elemente, in den Lebens-Kataklysmen, inmitten von Kampf und Sieg — damit bin ich einverstanden; aber so mit dem Tode ringen zu müssen, so elend und grundlos in den vier Wänden — das ist schon nicht mehr schrecklich, das ist grauenhaft.

Denn ich ringe nicht mit dem Tode, sondern ich faule allmählich ab, indem ich, ohne Widerstand leisten zu können, das Leben ausatme. Es liegt nichts Großes, Erhabenes in einem solchen Tode. Ich bin ein untergehender Glender, weiter nichts. Kein Romanschriftsteller der ganzen Welt könnte den Inhalt seines Werkes auf einen solchen Tod basieren.

Und thäte er es dennoch, so wäre es unverständlich, öde, langweilig, erschütternd langweilig.

4. April.

Welch schreckliches Wetter haben wir heute! Der Himmel hängt voll düsterer Wolken und sendet Regenschauer hernieder. Windstille — nur das eintönige Geräusch der auf die Dächer fallenden Tropfen dringt an mein Ohr. Graue, trübe, schreckliche, farblose, unerbittliche Feuchtigkeit füllt das Weltall aus, dringt überall ein, selbst in die Seele. Jeder Nerv zuckt mir; ich fühle es so deutlich, daß ich zittere. Zum erstenmal empfinde ich ein Wehgefühl im ganzen Körper. Der Schmerz hat sich mir selbst in die Haare, Nägel, Knochen eingebohrt — ich fühle ihr Dasein.

Das eintönige Tropfen aber stöhnt, ächzt und schluchzt wie eine Trauerglocke. . . .

* * *

5. April.

Schon seit zwei Tagen schreibe ich im Bett, das Papier auf steife Pappe gelegt. Es ist mir etwas unbequem, aber anders gehts nicht. Ich glaube, daß ich nie mehr aufstehen werde. Wunderbarerweise denke ich so ruhig daran; noch vor wenigen Tagen stand mir bei der bloßen Voraussetzung dieser Notwendigkeit das Herz fast still — aber jetzt behandle ich sie schon wirklich ganz kaltblütig. Vielleicht ist das die Folge der Erschöpfung der Geisteskräfte, denn die Erschütterungen der letzten Tage haben verheult viel davon aufgezehrt.

Immer öfter habe ich Augenblicke vollständiger Verdummung. Ganze Stunden vergehen mir in Betrachtungen

über das symmetrische Muster des Teppichs vor dem Bett — und ich unterhalte mich sehr gut, indem ich bald das rechte, bald das linke Auge zudrücke, um zu erproben, mit welchem ich besser sehe. Dazu erscheint die Zeichnung dem rechten Auge anders wie dem linken; einmal sind die Gitterchen schmaler und länger, dann wieder breiter und kürzer, mit einem Worte — eine vorzügliche Unterhaltung! Sophie freilich kann wohl nicht begreifen, weshalb ich den Blick unverwandt auf den Teppich hefte und nur mit den Augen spreche. Aber mir wird immer wohler dabei. Fortwährend habe ich das Gefühl, als wolle ich nicht denken, ebenso wie ich nicht die Hand ausstrecken oder mich auf die andere Seite legen mag. Wäre ich nicht vollständig bei Besinnung, dann könnte ich es ein Entschlummern nennen.

Ich hatte heute eine ziemlich schlechte Nacht. Als ich gegen Mitternacht eben im Begriff war, einzuschlafen, kam mir, indem ich allmählich das Bewußtsein verlor, plötzlich der Gedanke, ob das nicht vielleicht der Todeskampf sei. Jetzt weiß ich nicht mehr genau, ob ich es glaubte oder nur voraussetzte. Dessen allein entsinne ich mich, daß ich mich mit aller Anstrengung ermunterte, indem ich gewaltsam die Augen offen hielt und gegen die Schläfrigkeit, die mich immer mehr umfing, ankämpfte. Eine unerhörte Gedankenfülle war der Grund dieses Ringens. Mein Gehirn zerfiel gewissermaßen in Teile, von denen jeder für sich allein, zugleich aber auch im Verein mit den übrigen dachte, so daß einer den andern nicht störte. Man könnte diese Erscheinung „vervielfältigtes Denken“ benennen; sie ist so seltsam, daß man sie nicht genau zu beschreiben im stande

wäre, schon weil sie in der Regel dem gesunden Menschenverstande widerspricht. Nur wir Sterbende sind vielleicht zu Experimenten dieser Art fähig, denn die Logik schlägt bei uns Purzelbäume.

Heute morgen war mein erster Gedanke: „Ich lebe noch!“ Schon lange begrüße ich den Tag in dieser Weise. Und gerade dann scheint es mir einfach unmöglich, daß ich jemals sterben könne. Denn wie sollte das auch geschehen? Wie kann ein Augenblick eintreten, da ich außer stande sein werde, zu sagen: „Ich bin?!“

Dann ist es mir einfach unmöglich, mir meinen Tod vorzustellen. Mein „Ich“ scheint mir so bedeutsam und unentbehrlich im Leben des Ganzen, daß ich auf keinen Fall zu glauben vermag, daß es überhaupt einmal zu sein aufhören wird. „Ich“, „Ich“, „Ich“ — wiederholte ich mir stets, und es fehlt mir an Imagination für die Voraussetzung, daß ein Augenblick kommen wird, in dem ich diese Worte nicht mehr sagen werde.

Ein so lebendiges Empfinden meines „Ich“ sollte mich wohl zum Glauben an seine Unsterblichkeit führen — aber leider genügen der tägliche Schlaf und das Nichtvorhandensein vor der Geburt, um derartige Träume zu verwehen. Wenn ich schon während eines Teils der Unendlichkeit nicht war und ferner das Bewußtsein verliere, so oft ich den Kopf in die Kissen lege, — dann ist meine Existenz in der zweiten Hälfte der Unendlichkeit ebenfalls in Frage gestellt.

Der Tod kann die Fortsetzung eines Daseins sein, das vor der Geburt begann. Aber wie wir dieses Dasein

auch benennen mögen — Schlummer, Nichtsein, Nirwana — es ist ganz gleich, wenn man nicht ausrufen kann: „Ich bin!“ Das Leben ist eine Episode im Sein des All. Wir entstehen aus dem Nichts, gleich Hirngespinnsten, durch gewisse Kräfte hervorgerufen, glühen einige Zeit wie Funken im Winde und versinken wiederum in das Nichts, aus dem wir hervorgegangen.

Stasch gießt mir eben die Arznei ein. Wozu ich dieses unnütze Zeug noch schlucke, weiß ich wirklich nicht. Starzeki besteht hartnäckig darauf, verordnet es stets von neuem, froh, daß ich es noch nehmen will. Aber mir gilt nachgerade alles gleich. Auch gegen das Fieber versprach er mir etwas zu bringen. Ich bin recht neugierig; es soll ein von ihm eigen erfundenes, doch noch nicht erprobtes Mittel sein. Ob er mich auch nicht anführen will?

* * *

6. April.

In der letzten Zeit las mir Stasch jeden Tag ein paar Stunden vor; er bestand hartnäckig darauf, weil er behauptete, mich dadurch zu zerstreuen; ich jedoch dachte meistens an etwas ganz anderes; denn was kummert mich noch, welche Meinung Carlyle über die Helden hat, oder welche sozialen Einrichtungen bei den alten Inkas und Azteken waren. Was kann mich das noch angehen? Mag er lesen; ihm kann das noch nützlich sein — aber mir?

Die beiden letzten Bücher jedoch haben mich sehr interessiert, denn sie handelten vom Tode und dem Leben im Jenseits. Stasch hat dieses Thema wahrscheinlich ab-

sichtlich für mich ausgewählt. Ich hörte eifrig zu, indem ich mich bemühte, an den Inhalt zu glauben. Ich weiß nicht, ob er sich nur so stellte oder es thatsächlich meinte — er behauptete jedenfalls, daß ihm die Beweisführungen der Verfasser ziemlich glaubhaft vorkämen. Aber ich konnte mich nicht verblenden lassen; mit Wonne gäbe ich den Rest meines Lebens, wenn ich an irgend etwas mein irrendes Gemüt anklammern könnte — es war mir aber ganz unmöglich. Uebrigens verstand ich den einen der Verfasser gar nicht, bemühte mich auch nicht darum, da mir von Anfang an seine seltsame Erklärung des Begriffs „Sch“ widerstrebte. Ueber den anderen (Figuier) läßt sich überhaupt nichts sagen: eine Vereinigung von Albernheiten, mit wissenschaftlicher Sauce übergossen. Man müßte erst wahnsinnig werden und dann diese Phantasmagorieen lesen — aber auch dann ist der Erfolg zweifelhaft.

Weiß ich denn schließlich selbst, was ich will und woran man glauben kann? Seit meiner Kindheit fühle ich in mir einen Widerspruch gegen jede tendenziöse Färbung; jetzt ist mir das zur Manie geworden, und ich bin Opponent, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Temperament und Charakter. Ich bekenne das ganz offen, schelte mich selbst einen Thoren und kann doch mein Gemüt nicht befreien von dieser alles zerfressenden Beigabe. Stasch hat mir deswegen oft Vorstellungen gemacht und gesagt, ich würde noch in diesem Punkte gänzlich verrückt werden. Ich half ihm sogar im Auffuchen der bösesten Epitheta für mich selbst — was soll ich aber thun? Wenn meine Gesinnung schlecht und albern ist, so leide

ich selbst am meisten darunter, und da ich mich trotzdem nicht ändere, so geschieht es wohl, weil ich mich nicht ändern kann. Nehmen wir an, irgend eine Rothhaut hätte mich geneckt wegen der Weiße meiner Haut, die ihrer Ansicht nach etwas Unanständiges sei — ja, wenn ich auch noch so sehr vor Scham darüber erröten und mich zwingen würde, meine Hautfarbe zu ändern, ich werde doch dadurch noch immer kein Roter. Sollte mir jemand sagen, daß ich schief, böse oder dumm sei, so würde ich ihm antworten: „Einverstanden“; mag er mich denn gerade, gut und klug machen. Vor Dankbarkeit will ich ihm zu Füßen fallen — aber erst soll er mich ändern.

Und machte ich mir denn heute nicht dieselben Vorwürfe?

Ich nannte mich einfach niederträchtig, ich war es auch — aber was habe ich davon? Heute hat ich sie um Verzeihung, und morgen werde ich derselbe sein, wenn nicht ein Schlimmerer — und so geht es vielleicht fort bis zum Ende.

Was können sie dafür, daß sie mich lieben und in-
solgedessen übertrieben bestrebt sind, mir zu willfahren, meine geheimsten Gedanken, deren ich mich schäme, zu erraten? Welche Schuld trifft sie, wenn mir alberne Hoffnungen in den Kopf kommen? Was haben sie dazu beigetragen, daß Starzecki mich seit einigen Tagen mit dieser Arznei bethört?

Und heute war es doch eine schreckliche Szene. Je kränker und bemitleidenswerter ich mich fühlte, desto nichtswürdiger benahm ich mich. Und doch wollte ich sie nicht

quälen, sondern nur mich betäuben. So elend bin ich schon, daß ich mich vor mir selbst verteidigen muß.

* * *

7. April.

Bis jetzt bemühte ich mich, mit dem Tode oder vielmehr mit mir selbst zu kämpfen; aber es geht allmählich über meine Kräfte. . . . Ich erliege vor Erschöpfung. Geschehe, was da wolle! — mir gilt alles gleich. Dem heutigen Ausspruch Starzeckis versuchte ich noch, mutig gegenüberzutreten, indem ich meine Niedergeschlagenheit verbarg. Aber zuletzt brach meine Energie; ich wälzte mich wie ein Rasender hin und her, schalt auf alles und alle, stöhnte laut, weinte. . . . Geschehe, was da wolle! . . . Was gehen sie mich alle an? Mögen sie denken, was sie wollen, mögen sie lachen, sogar spotten. Geschehe, was da wolle! . . . ich muß mit dem Tode ringen. Ich habe keine Macht mehr über mich, um meine Verzweiflung und Angst zu verbergen. Weshalb lachen sie mich nicht aus? Mögen sie lachen, ich will es; mögen sie mich mit dem Fluch der Lächerlichkeit töten — nur . . . nur mögen sie sich nicht meiner erbarmen.

Schließlich ist mir auch das gleichgiltig. Alles eins, wenn es nur so rasch wie möglich zu Ende ginge. Zu viel muß ich leiden. . . . Nur Linderung begehre ich. . . .

Er aber sprach so kaltblütig, so ruhig von dieser Arznei. Mir erstarrte das Blut, als ich ihm ins Gesicht schaute; ich hielt den Atem an, um jedes Zittern der

Stimme besser hören zu können — er aber sprach so ruhig davon. . . .

Es giebt kein Mittel und wird keins geben; es giebt einfach nichts. Viele Dinge fehlen in der Welt — das ist sehr natürlich; manchmal hatte ich nichts zu essen — also ist auch dies natürlich; alles ist natürlich, bloß Thoren wundern sich über solche Sachen. Man muß eben ruhig und philosophisch diese verschiedenen „Es giebt nichts“ ertragen, denn sie bilden eine Mauer, an der man sich nur den Kopf zerschmettern würde.

Und doch, wieviel Grausamkeit, wieviel raffinierte Qual steckt manchmal in diesem einzigen Ausdruck „Es giebt nichts“.

Du kannst dir vor Schmerz die Finger zerbeißen, die Seele in Stücke reißen, mit deinem Geschrei die Luft erfüllen — aber diese Mauer „Es giebt nichts“ wirst du nicht durchbrechen!

Medizin! Wissenschaft! Aerzte! Wo ist denn eure Macht? Seht! Hier frisst ein Wurm langsam das Leben aus meiner Brust! ein elender Wurm, so klein, daß man ihn nicht erblicken kann — und doch treibt er, so mikroskopisch klein er ist, seinen Spott mit eurer Macht! Tausende von Büchern wurden schon über sein Dasein vollgeschrieben, tausende von Gehirnen mit seiner Erforschung ausgetrocknet — und was sind die Früchte dieser Mühen? Ein Wurm oder eine Pflanze, denn auch das wissen wir nicht — vollführt vor unseren Augen seine Arbeit, indem er unserer mühseligen und fruchtlosen Anstrengungen spottet. Der dritte Teil der Weltkirchhöfe —

das ist das Resultat seiner Thätigkeit! Und wer ist stärker? Er, der so mikroskopisch klein und unvernünftig ist — oder wir mit unseren Gläsern und der Wissenschaft? Er, der die Kirchhöfe mit dem Staub unserer Körper bedeckt — oder wir, die wir Stöße Papier mit seiner Beschreibung und der Art seines Zerstörungsprozesses vollschreiben? Wer ist mächtiger?

* * *

8. April.

Nun beginnt also der Abschied vom Leben. Es giebt Menschen, es giebt Ereignisse, denen man nicht mehr zuzurufen kann: „Auf Wiedersehen!“

Heute verabschiedete ich mich von meiner Tante für immer, denn ich weiß, daß sie nicht mehr wiederkommen wird. Auch den heutigen Besuch machte sie wohl mehr aus religiöser Pflicht der heiligen Passionszeit wegen, als aus Familienrücksichten. Wir standen uns nie besonders gut; sie zog sich zuerst von uns zurück, da sie vielleicht fürchtete, wir könnten ihre Hilfe beanspruchen. Gütliche Furcht! Die Almosenhand habe ich noch nie jemandem entgegengestreckt. Deshalb wunderte ich mich auch sehr, als ich sie heute erblickte. Ich muß gestehen, daß ihre Freundlichkeit mir sehr zu Herzen ging, und ich sie aufs liebenswürdigste empfangen wollte. Doch als sie mich so vorsichtig küßte und heimlich jede Spur meines Handkusses verwischte, hat mich das ziemlich unangenehm berührt. Außerdem war ich schon durch einen heftigen Hustenanfall

erschöpft, den ich einige Minuten vor ihrer Ankunft gehabt; ich schüttete daher Müdigkeit vor und überließ es Stasch, den Gast zu unterhalten. Während ihres ganzen Gesprächs dachte ich an das Abwischen der Hand nach meinem Ruß und bemühte mich fortwährend, diesen Zwischenfall vor mir selbst zu entschuldigen und ihn als natürlich anzusehen. Zum Teil gelang es mir auch, da ich mich eigentlich über nichts mehr wundere; doch schmerzte es mich sehr und erfüllte mich mit Widerwillen.

Schließlich wandte sich die Tante mir zu, sprach etwas von der Fahrt aufs Land, von ihrer Bereitwilligkeit, mir im Falle der Not hilfreich beistehen zu wollen und bot mir — sich ein wenig der Ceremonie wegen schämend — wie mir schien, sogar ein Darlehen an. Uebers erste lächelte ich bitter; was das zweite betrifft — so habe ich ihr Anerbieten beinahe rauh abgeschlagen. Damit endete der Besuch; endlich stand sie auf, um sich zu verabschieden. Ich drückte ihre dargereichte Hand, ohne sie mit dem Munde zu berühren. Das machte sie sehr verlegen; sie wollte noch etwas sagen, aber die Trockenheit, mit der ich ihr antwortete, hielt sie davon zurück. Mit zögernden Schritten trat sie zur Thür, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Schließlich drehte sie sich zu mir um und sagte: „Auf Wiedersehen, Joseph!“

Ihre Stimme ersticke in Thränen. Das entwaffnete mich. Ueberdies ging auch mit mir eine plötzliche Veränderung vor. Die Worte „auf Wiedersehen“ vergegenwärtigten mir ihre ganz entgegengesetzte Bedeutung.

Sah ich sie doch wirklich zum letzten, zum allerletzten-

mal! Nie, nie, weder auf dieser, noch auf einer anderen Welt sollte ich sie wiedersehen! Jeder Abschied ist ernst, traurig, wieviel mehr dieser! Deshalb wurden wir beide unwillkürlich davon ergriffen. Sie dachte nicht mehr an ihre Hände, und ich fühlte nur brennendes Herzeleid. Wir umarmten uns nervös, krampfhaft, indem wir weinten und ohne jeden Zusammenhang sprachen.

Endlich trennte uns Stasch und führte sie mit Gewalt zum Zimmer hinaus. Sie war schon auf der Treppe, als ich sie noch einmal rief, um wenigstens ihr Gesicht in der Thür zum letztenmal sehen zu können. Ich prägte mir ihre Züge so fest ein, als wolle ich das Bild tief in meine Gedanken eingraben.

„Das war nun zum letzten, zum allerletztenmal!“ tönte es mir fortwährend in den Ohren.

Nur derjenige, welcher stirbt, kann die bedeutungsvolle Tiefe dieser Worte fassen: „Zum aller — allerletztenmal!“

Heute Nacht kommt Amelka an; sie will natürlich meine letzten Lebensstunden mit mir teilen.

Anfänglich wollte mir Sophie nicht die volle Wahrheit sagen und sprach daher den Verdacht aus, Amelka könnte ihre Stelle verloren haben. Nun ist auch diese Ausrede unnötig — erstens, weil Feiertage sind und zweitens, weil wir jetzt offen über alles sprechen können.

Ich muß ihnen dafür dankbar sein, ich schätze ihre Anhänglichkeit und Opferfreudigkeit — und doch, wie sehr erregt mich das alles! Sie bereiten sich zu meinem Tode vor, jeder ihrer Schritte ist überlegt, berechnet, aber alles

zielt nur auf den einen Punkt: auf den Augenblick, da ich tot sein werde. Weshalb haben sie noch nicht den Sarg bestellt? — das allein wundert mich. Ich wette, daß Amelka schon an die Trauer denkt. Natürlich, es ist ja sehr nützlich, sogar lobenswert, die praktische Seite der Lage ins Auge zu fassen und doch . . . wie mitleidlos, gemein und grausam ist dies alles. . . .

Sie warten, bis ich den letzten Atemzug thue, bis sie mich endlich in die Erde senken können. Sie sind des schwindfüchtigen Skeletts überdrüssig, das auf dem Bette liegt mit dem verlöschenden Lebensfunken — das nicht sterben kann und vielleicht auch nicht will . . . Natürlich! es ist alles so entsetzlich natürlich. Ich kann nicht einmal Groll gegen sie hegen, denn ich empfinde schon vor mir selbst Abscheu. Die Schwindsucht — das ist kein sanfter, auf Blumen gebetteter Tod, ist kein poetischer Abschied von der Welt. Stieluft, Fäulnis, Geruch von Arzneien und Schweiß — eine physische und moralische Ansteckung herrscht im ganzen Gemach. Dumas faßelt; er endete nicht an der Schwindsucht, er hat kein Recht, über uns zu sprechen. Ganze Abschnitte seiner Romane, in denen er von Schwindfüchtigen spricht, sind poetische Hirn-Aberrationen. Wo hat er diese Verdammten mit Worten der Liebe und Güte, die er ihnen in den Mund legt, gesehen? Wo hat er diesen Altruismus und diese Opfersreudigkeit, die aus ihren Worten leuchten, wahrgenommen?

Das ist nicht wahr! Egoismus packt uns in seine Krallen und frist alle guten Regungen des Herzens. Was haben wir von der ganzen Welt? Laß sie zerfallen, laß

sie zu Grunde gehen, da wir aus ihr keinen Nutzen mehr ziehen können. Idee der Gemeinsamkeit? Glück? Wohlthat? Wahrheit? Was können sie uns angehen? Wir sterben nur ab — mit Gehässigkeit, mit Fluch darüber, daß die Reihe des Abscheidens an uns kam.

* * *

9. April.

Ach, diese schlaflosen Nächte! wie lang und gräßlich sind sie!

Die Lampe brennt in irgend einer Ecke des Zimmers und wirft einen kärglichen Schein — Lazarethbeleuchtung. Die Uhr schlägt langsam die Stunden; eintönige, beängstigende Stille umgiebt mich — alles schläft und ruht aus — nur ich, ich allein muß wachen und mich mit den seltsamsten Gedanken herumschlagen. Das Fieber erregt das Blut und entzündet krankhaft die Einbildungskraft. Schreckliche Bilder, Halluzinationen gleich, tanzen vor meinem geistigen Auge. Bald sehe ich mich als Toter im Sarg auf dem Katafalk, mit Lichtern umstellt, bald liege ich im Grabe der Verwesung preisgegeben; dann wieder fällt der Sargdeckel über mir für immer zu, und ich höre inmitten dieser entsetzlichen Stille Sophiens Schluchzen. Diese Gewißheit, diese gräßliche Gewißheit, daß bald alles aus sein wird, daß vielleicht schon nach einer Woche dieses Bett, in dem ich mich so lange gequält, zurecht gelegt werden wird, vertieft noch den Abgrund, der sich stets vor meinen Augen öffnet. Und die Nachtstunden vergehen so langsam, verlängern so unerbittlich meine Qual!

Was ist zu thun? Wie soll ich mich von den Hirngespinnsten der überreizten Einbildungskraft befreien? Ich bringe es nicht übers Herz, den armen Stasch zu wecken, der ohnehin schon wie ein Schatten aussieht. Sein von Nachtwachen und anderen Anstrengungen abgezehrt, blaßes Gesicht, das ich stets neben mir auf dem Sessel sehe, liegt mir wie eine Last auf der Seele, wie ein Vorwurf des Gewissens, wie ein Opfer meines Todeskampfes.

„Das ist der Tod! — wiederhole ich mir — „siehe, das ist der Tod“. Er saugt die Säfte der Lebenden und Sterbenden aus, säet die Krankheitsmiasmen auf alles ringsumher, legt verräterisch in die Gesunden die Samenkörner, deren Früchte er später einzuernten gedenkt. Und nicht allein des Lebens beraubt er uns; er erstickt auch alle edlen Triebe unseres Innern, läßt nur Bodensatz und Abschaum in der Seele zurück, damit wir noch etwas zum Leben haben — für den Rest unserer Tage.

„Das ist der Tod, so sieht er aus!“

Und mittlerweile schlägt die Uhr langsam die Stunden. Ich höre Mitternacht, eins, dann zwei und drei schlagen; trotzdem kommt kein Schlaf, um die müden Augenlider zu schließen.

Eine wunderbare Melancholie saugt sich wie eine Feuchtigkeit in die Seele ein, die finstere Nacht hüllt alles in Trauerflor — und alles das ist ja auch so traurig, so schmerzlich, so unerträglich. . . .

So vergeht die eine Nacht, so vergehen fast alle — aber ich . . . ich weine am Morgen vor Herzeleid, daß sie schon vergangen, denn nicht mehr viele dieser Nächte habe

ich vor mir. Es wird eine kommen, die ich in der eiskalten Kirche verbringen werde, unter dem für ewig zugeschlagenen Sargdeckel, und dann werde ich tief in der Erde ausruhen als Leichnam unter Leichnamen, diesmal aber für ewig . . . und dann hat alles ein Ende.

Naach!

Weshalb kommt Amelka noch immer nicht? Die Uhr schlug schon elf; Stasch hat mir ein reines Hemd angezogen und alles aufgeräumt, aber sie ist noch immer nicht da. Ich sehne mich so nach ihr; wohl seit einem Jahr haben wir uns nicht gesehen! Sie ist so lieb, immer einsichtsvoll und gütig!

Ich weiß, daß es schreckliche Szenen, Wehklagen und Weinen geben wird. Sie hat, obgleich willenskräftig und im Ertragen der Leiden geübt, ein zu weiches Herz, um die nötige Ruhe bewahren zu können. Da sie mich über alles liebte, fast wie die Mutter, deren Stelle sie ja bei uns vertrat, wird sie wohl am meisten von uns allen leiden. Ich aber fürchte jetzt alle Thränen und Aufregungen; ich kann nicht mehr lieben. Der erschütterte und zerschlagene Geist folgt nicht mehr den Befehlen des Herzens. Ich fürchte, ich werde sie schlecht empfangen, vielleicht durch irgend etwas kränken. Mein äußerst empfindliches Gemüt kann aus einer nichtigen Kleinigkeit Gift saugen.

Abends.

Mit Amelkas Ankunft hat sich meine ganze Umgebung verklärt! Nun werde ich nicht mehr wie ein Glender

sterben. Ich weiß nicht wie es kommt; aber obwohl Stasch und Sophie nicht einen Augenblick von mir gingen, konnte ich mich einem gewissen Gefühl der Vereinsamung und des Mangels an Schutz und Fürsorge nicht entziehen. Es schien mir immer, als sei ich in eine Wüste geraten, in der es weder Menschen noch Mitgefühl gäbe. Amelka hat diese Empfindungen zerstreut; ihr Verständnis, mit Kranken umzugehen, die Erfahrung, welche sie besitzt, und vielleicht auch die Sorgen, die sie durchlitten, machen sie zu einer wahrhaft idealen Beschützerin anderer Leidenden.

Sophie ist noch ein naives, unerfahrenes, flatterhaftes Kind; Stasch, obgleich ein goldenes Herz, doch für subtile Gefühle nicht geschaffen — sie vermochten nicht, in meine Seele einzudringen und zu verstehen, was in ihr vorgeht. Auch lieben sie einander, und das füllt ihr Leben schon genügend aus. Sie beherrschen sich nur oberflächlich und fallen mit dem Herzen aus einem Extrem in's andere. Sie können ebensogut lachen wie weinen, je nachdem sich ein äußerer Anlaß bietet, und das reizte mich am meisten. Ich herrschte über sie, stimmte beide auf den einen oder anderen Afford und war stets des Sieges sicher. Ich spielte ganz beliebig mit ihren Gefühlen, ohne mir Zügel anzulegen. Da aber jede Virtuosität ermüdet, so entkräftete mich auch das.

Mit Amelka ist es etwas ganz anderes. Sie ist stets Herrin ihrer Stimmung, und vermag sie auch auf andere zu übertragen. Ich beherrsche nicht sie, sondern sie mich durch ihre Güte und einen wunderbaren Ernst, der zum Nachgeben zwingt. Während der wenigen Stunden, die

sie hier ist, fand sie schon Zeit, sich mir unentbehrlich zu machen. Alles geht durch ihre Hände, überall schafft sie — still und geräuschlos, und doch fühlt man ihre Nähe. Ich weiß selbst nicht, weshalb ich mich ihrem Einflusse so unterordne — nur das empfinde ich, daß ich mich dabei überaus wohl und glücklich fühle. Durch ein gütiges Lächeln und durch überzeugende Worte brachte sie es fertig, mich in mancher Hinsicht zur Nachgiebigkeit zu veranlassen, sei es, daß sie mir z. B. abriet, Zigaretten zu rauchen, sei es, daß sie mich sanft und doch mit Festigkeit bat, meine Arznei zu nehmen. Wie ich vorausgesehen, war die Begrüßung nicht ohne Weinen und Schluchzen abgegangen. Amelka aber gelang es durch staunenswerten Scharffinn und Takt, dem heranziehenden Sturme vorzubeugen. Statt in Verzweiflung oder Jammer auszubrechen, löste sie die übermäßige Nervenerregung in leise, mit zitterndem Munde geflüsterte Klage auf.

Als sie mit Sophie hereintrat und, den Mantel ablegend, mich mit einem traurigen Lächeln anschaute, empfand ich sofort eine seltsame Linderung, eine beruhigende Gewißheit, daß ich von jetzt ab nicht mehr allein sein würde, daß ihre Gegenwart meine letzten Tage erhellen werde. Ich richtete mich im Bett auf und streckte ihr beide Hände entgegen, als wollte ich die Mutter begrüßen. Amelka näherte sich schnell, und indem sie mich nicht zu Worte kommen ließ, fing sie an, mich zu küssen und zärtlich zu umarmen. Ich empfand einen Druck im Halse, wollte sprechen, weinen oder auch nur aufstöhnen, aber ich konnte es nicht. Ich fühlte die Küsse, mit denen sie mich fast er-

sticte, im ganzen Körper. Sie kämpfte mit den Thränen und konnte ebenfalls kein Wort hervorbringen. Sie stieß abgerissene, inhaltlose Laute aus, eher Zammertöne als Worte, und die Silben wollten sich nicht aneinander fügen. Endlich machte ich eine Anstrengung und stotterte:

„Siehst du, Amelka, siehst du, was aus mir geworden ist!“

Ich begann heftig zu zittern, der ganze Körper zuckte wie im Fieber. Ein einziger Klageschrei entrang sich ihrer Brust, dann verstummte sie gänzlich. Auf's äußerste erschöpft und abgemattet, sank ich in die Kissen nieder und hatte schon nicht mehr die Kraft, an irgend etwas zu denken. Amelka gewann zuerst ihre Selbstbeherrschung wieder; sie machte sich um mich zu schaffen, indem sie die Kissen zurechtlegte und mir leise Worte zuflüsterte. Vollständig beherrschte sie mich und alle; ich brauchte nicht zu sprechen, um mich verständlich zu machen. Sie erriet meine Blicke, ahnte meine Wünsche und vollführte alles wunderbar geräuschlos und mit engelhaft-aufopferndem Lächeln. Und dann, als meine Schwäche vorüber war, als ich anfing, einen bitteren Nachgeschmack an dem Vorgefallenen zu empfinden — wie für mich solche Szenen gewöhnlich enden — setzte sie sich zu mir aufs Bett, küßte mir die Stirn und fragte, welcher Art mein Leiden sei, und was mich am meisten schmerze. Dieser herzliche und zugleich seltsamernste Kuß besänftigte mich sogleich. Leise, ohne Thränen, ohne Klagen faßte ich ruhig alles in Worte, was mir die Seele bedrückte. Sie hat mich verstanden. . . .

10. April.

Heute ist Palmsonntag; seit dem Morgen bin ich in bester Laune. Amelka kam heute sehr früh, und doch konnte ich ihre Ankunft gar nicht erwarten. Ich begrüßte sie mit einem solchen Lächeln der Sehnsucht und Freude, daß selbst mein Herz von diesem Glück erhellt wurde. Lange schon fühlte ich nicht ein so große Befriedigung wie heute.

Amelka brachte mir eine kleine Palme und befestigte sie über dem Bett; Frühlingsluft wehte mir aus den Blättern entgegen. Ich freute mich über die Palme wie ein kleines Kind; ich vergaß die Krankheit, den Tod und alle meine Leiden. Ich betrachte nun fortwährend diese grünen Zweige und schöpfe aus ihnen Mut und Heiterkeit.

Amelka wußte, womit sie mich erfreuen könne. Ich muß mich über mich selbst wundern; woher kommt meine plötzliche Aenderung? Ich lache wie ein Schuljunge, Stasch und Sophie habe ich schon etliche Streiche gespielt; Amelka küßte ich einmal übers andere die Hände, und auch sie sind, wie ich sehe, gewissermaßen alle froh. Aber warum das nur? Es hat sich doch nichts geändert, was kommen soll, wird kommen, und trotzdem . . .

Schließlich, was soll ich mir den Kopf zerbrechen, mich in Erforschungen ergehen, wenn ich mich auch ohne dieselben wohl fühle? Dies Wohlsein verdanke ich Amelka; sie verbreitet so viel Wärme um sich, ihre Anwesenheit ist mir schon so unentbehrlich, daß ich sie unwillkürlich mit den Augen durch's ganze Zimmer verfolge, um nicht einen Moment ihren Anblick zu entbehren. Sie neben mir zu

fühlen, ihre Hand zu halten, genügt, um mich zu beruhigen und die traurigsten Gedanken zu zerstreuen. Und sie kennt ihren Einfluß über mich; aus dem Lächeln, mit dem sie sich zu mir wendet, sehe ich stets, wie gewiß sie ihrer Sache ist. Sie nahm mich ganz unter ihre Obhut; ich thue alles, was sie befiehlt, ohne einen Versuch, mich zu widersetzen. Sie weiß, daß ich ihr gegenüber keinen Widerstand leisten werde; so kam es auch, daß sie sogar die Zigaretten verwahrt und mir nur von Zeit zu Zeit eine giebt. Auf meine sanfteste, einfach kindische Bitte antwortet sie nur: „Du darfst nicht, mein Liebling“ — worauf ich erwidere: „Nun, wenn ich nicht darf, dann eben nicht“ — und die Sache ist abgethan.

Mir ist dabei wohl; dieses Kindischwerden befriedigt mich, indem es mir das Denken an meine Person erspart. Ich ergebe mich einem fremden Willen, weil ich schon zu schwach bin, den eigenen kundzugeben. Fast möchte ich mit fremden Gedanken denken, um mir die eigene Seelenlast abzuwälzen und zu vergessen, wenn auch nur einen Augenblick zu vergessen. Manchmal, wenn der eigene Gedanke auf Abwege gerät, ist ein moralisches Nichtswerden eine Wollust. Die durch Schwäche und Verzweiflung gänzlich abgearbeitete Seele kommt unter die Herrschaft des kräftigeren Organismus. Nur diesem verdanken die Mahomeds, Savonarolas, Napoleons den Erfolg und den Enthusiasmus, welchen sie erwecken. Wenn's schwer wird, mit eigenen Gedanken in Ordnung zu kommen, ist es so wohlthwendig, einem anderen blind zu vertrauen, ihn zu seinem Gewissen zu machen, seinem Befehle nachzugehen,

zu gehen — auf die Stufen des Thrones zu gehen — selbst auf die Stufen des Schafotts. . . .

Der ganze heutige Tag ist für mich ein Fest. Morgens plauderten wir ungezwungen, beinahe lustig von alten Erinnerungen. Amelka versteht es mit wunderbarem Geschick und mit Vorsicht, ein allgemeines Gespräch zu führen, indem sie alle mich erregenden und schmerzenden Punkte umgeht. Es ist nicht mehr dieses banale Geschwätz, das ich früher führen mußte, und das begonnen wurde, um scheinbar die Gedanken zu zerstreuen. Mit wirklichem Interesse lauschte ich ihren Worten und nahm selbst eifrigen Anteil; obgleich mir da irgendwo im Kopfe ein trübseliger Ton erklang, gelang es mir doch, ihn zu dämpfen.

Vielleicht hat auch das Wetter auf mich so beruhigend gewirkt? Nach vielen trüben Tagen blickte wieder einmal die Sonne in mein Fenster hinein. Wunderbar! Neben diesem Glanze verlieren die trübsten Bilder, die ich des Kontrastes wegen absichtlich hervorrufe, ihre düstere Färbung. Sogar der Gedanke daran, daß ich in der Kirche nach dem Tode aufgebahrt sein werde, dünkt mich weniger schrecklich, wenn Sonnenglanz durch die Fenster auf den Sarg fallen würde. Natürlich, es wäre ja besser, gar nicht zu sterben; aber was kann man dazu thun?

Heute machte ich eine ziemlich wichtige Beobachtung: wenn der Himmel bewölkt ist, wenn die Welt in Schmutz versinkt, und alles ringsumher mit trüber Melancholie angehaucht ist, dann ist mir der Gedanke an's Sterben viel unangenehmer. Was soll das bedeuten? Daß es mir

nicht der Welt wegen so schwer wird zu sterben, auch nicht, weil ich vom Leben Abschied nehmen muß, sondern wegen des Todes selbst. Ich fürchte mich vor dem Tode, nur er ist das Gespenst meiner schlaflosen Nächte. Denn würde es mir schwer, vom Leben zu scheiden, dann müßte doch die lockende Gestalt, in der ich es heute sehe, die Wehmut des Abschieds vertiefen. Und gerade heute kommen mir andere Gedanken in den Kopf: ich freue mich, daß auf mein Grab manchmal einige Sonnenstrahlen fallen werden. Und wenn der Tod trotzdem noch eine schauerhafte Erscheinung für mich ist, dann nur insoweit, als in ihm Nacht und Eiskälte sein wird. Also auch vor dem Tode selbst empfinde ich keinen Seelenschrecken mehr, sondern nur vor dem entsetzlichen Sprung in ein Dunkel, wo es kalt und unheimlich ist, wo es keine Hoffnung mehr giebt. Ach . . . Nur davor fürchte ich mich. . . .

Könnte ich wenigstens am Tage und bei Sonnenschein sterben! . . .

* * *

11. April.

Es freut mich ganz außerordentlich, daß jetzt Feiertage sind. Sophie, Stasch und Amelka sind immer bei mir, und das fällt mir nicht lästig, sondern im Gegenteil — es gewährt mir eine wahre Freude!

Stasch redete ich gutmütig zu, er möchte doch zu seiner Mutter reisen. Er machte Ausreden wie gewöhnlich und meinte, ich müßte ihm Mangel an Herz und Gemüt vorwerfen, wenn ich auch nur einen Augenblick voraussetzen

könnte, daß er abreisen würde — und er blieb natürlich hier. Ich wollte mir gern Aufopferungsfähigkeit einreden und ihn zur Abreise bewegen, obgleich ich selbst fühlte, daß es über meine Kräfte gehen würde, mich jetzt von ihm zu verabschieden. Er ist gut, herzengut gegen mich. Niemals verstand ich diesen von Grund der Seele hochherzigen Menschen, der stets zu Opfern für andere bereit ist, ohne für sich selbst etwas zu verlangen, genügend zu schätzen. Ich kann mich ihm nie dankbar genug erweisen!

Jetzt unterstütze ich so viel wie möglich seine Sache bei Sophie. Doch ist hier nicht mehr viel zu machen, eigentlich gar nichts, denn sie hat diese Frage schon längst in ihrem Herzen entschieden. Es genügt, beide anzusehen, wenn sie am Fenster sitzen und sich fortwährend etwas in's Ohr flüstern, um sich ihrer Liebe zu vergewissern.

Selbst Amelka, die nichts davon wußte, bemerkte es gleich den ersten Tag — und wie ich sehe, behandelt sie beide in entsprechender Art, indem sie nachsichtig lächelt. Mich reizen diese Liebeleien nicht mehr, obgleich jetzt vielleicht nicht die passende Zeit dazu ist. Aber was thut's — sie sind beide jung und verstehen noch nicht, sich in Gegenwart anderer zu beherrschen. Auch hierin steckt Egoismus, aber gleichsam natürlicher, notwendiger Egoismus. Schließlich, wo ist denn keiner? Mir ist es sogar angenehm, sie von der Seite anzusehen und wie gewöhnlich zu beobachten. Auch stören wir sie gar nicht; Amelka und ich spielen im Gegentheil die Rolle von Eltern und Vormündern. Fortwährend sprechen wir von ihnen, und ich bemühe mich so

viel als möglich, Amelka für Stasch günstig zu stimmen, damit sie später ihren Plan unterstütze.

Schade, daß ich ihr Glück nicht mehr sehen werde!

Deshalb lasse ich ihnen volle Freiheit, vertreibe sie fast aus meiner Nähe, um ihnen die wenigen frohen Augenblicke nicht zu trüben. Ich wärme mich selbst an der Flamme ihrer Liebe, freue mich über ihre Hoffnung auf künftiges Glück und werde veranlaßt, besser und nachsichtiger zu sein. Auch dies ist Amelkas Werk; sie hat mich gelehrt, im Glück anderer Ruhe zu finden.

* * *

12. April.

Heute habe ich mit Amelka lange über unsere Verhältnisse gesprochen. Gott sei Dank, daß alles so günstig zusammentrifft. Abgesehen von anderen wichtigen Angelegenheiten freute mich besonders, daß sie fast zwei Monate wird in Warschau bleiben können; sie hat sich darauf eingerichtet, als sie das Land verließ. Also wird mir wenigstens die Sorge um Sophie nicht mehr auf der Seele lasten. Was sollte die Aermste anfangen, wenn sie nach meinem Tode so allein hier bleiben müßte? Mit Amelka zusammen wird es ihr leichter werden, die ersten Wochen der Trauer zu überstehen und sich an den Wechsel der Verhältnisse zu gewöhnen. Auf Stasch rechne ich ebenfalls; er wird sie im Unglück nicht verlassen.

Auch über die Geldangelegenheit bin ich schon bedeutend ruhiger. Auf meine Bemerkung, daß sie sich im Falle der Not an die Tante wenden könnte, schloß mir

Amelka den Mund und zeigte mir 90 Rubel, die sie bei sich hatte. Wahrscheinlich ist das Geld im voraus gezahlt oder bei jahrelanger Arbeit mühselig erspart — aber, du mein Gott, was hilft das! was soll man anfangen? Für mich selbst würde ich, so wahr ich lebe, niemals etwas verlangen — auch heute zürnte ich Amelka, daß sie mir echten, alten Cognak gebracht — aber ich kann nicht die Sorge von ihnen abwenden, die mein Begräbniß ihnen bereiten wird. Alle diese Gedanken quälen mich, und der Kopf springt mir beinahe, wenn ich mir alles vorstelle, was sie erwarten könnte. Amelka bin ich dankbar, daß sie mir diese Last wenigstens etwas erleichtert; sie ist vielleicht absichtlich so ruhig, um mich nicht zu erregen — aber ich will gern an ihre Worte glauben. Wenn ihnen wirklich noch etwas Schlimmes im Leben widerfahren sollte, ich werde es nicht verhindern können. Aber was nützte es ihnen, wenn ich in Hoffnungslosigkeit stürbe? Ihre Lage würde es nicht bessern, mir aber die letzte Stunde noch hundertmal schwerer machen.

Mögen sie mich also bethören, mögen sie mit mir Komödie spielen, wenn ich ihnen nur glauben kann.

Amelka will durchaus auch während der Nacht bei mir bleiben, aber ich will dies Opfer nicht von ihr annehmen. Sie ist so gut, sie erbot sich selbst dazu, sie verlangte sogar meine Zustimmung, indem sie sagte, es falle ihr hundertmal schwerer, die Nächte fern von mir zuzubringen in dem Gedanken, daß ich allein und ohne jede Fürsorge da liege. Mein Herz drängte mich, zu sagen: „Bleibe bei mir, denn es ist mir zu schrecklich, über Nacht

allein zu sein“, aber die Rücksicht auf ihre Gesundheit ließ mich schweigen. Ich wüßte auch wirklich nicht, wie man es einrichten könnte; unmöglich geht es an, Stasch aus seiner eigenen Wohnung zu vertreiben — seine Hilfe kann auch sehr nötig werden. Amelka erwähnte etwas vom Sessel, vom Bettschirm, sogar von der Bereitwilligkeit der Frau Sawicka, ihr für die Nacht den Salon, der an unser Zimmer grenzt, abzutreten — aber alle diese Pläne scheiterten an meinem Eigensinn. Da ich fürchtete, daß ich schließlich doch ihren dringenden Bitten nachgeben könnte, bestand ich um so hartnäckiger auf meinem Willen. Ich heuchelte eine künstliche Erregung, um sie auf andere Gedanken zu bringen. Endlich gab sie nach, aber ich sah wohl, daß sie nicht ablassen, sondern auf irgend eine andere Art ihre Absicht durchsetzen würde. Diese Frau Sawicka ist wirklich rechtschaffen. Mit Amelka hat sie sich fast befreundet und bemüht sich, so viel sie kann, uns ihr Wohlwollen zu beweisen. Sie öffnet täglich die Thür zu ihrem Salon, um mir bessere Luft zu verschaffen. Als ich etwas von Bazillen und vergifteter Luft sprach, weinte sie beinahe, küßte mich auf die Stirn und sagte:

„Ei, Herr Rudnicki, wie kann man so schlecht von den Menschen denken?“

Jetzt kommt sie öfters und fragt, ob irgend etwas nötig sei. Amelka wirtschafet bei ihr wie im eigenen Hause. Wie lange wird das dauern? O, noch, noch wenigstens einen Monat, wenigstens eine Reihe von Tagen! . . . Mein Gott! . . .

* * *

15. April.

Ich schreibe, um mich nicht von der Bewußtlosigkeit überwinden zu lassen.

Mit Anstrengung zeichne ich diese Buchstaben. Seit gestern leide ich schrecklich. Der Brustschmerz ging in raffinierte Folterqual über; in den Eingeweiden ein Brennen, in den Lungen ein Bohren, als zerre sie ein ausgehungertes Hund heraus, im Hirn ein Chaos. . . .

O Gott! Hätte doch endlich meine Qual ein Ende! . . . Genug, genug! Ich strecke dem Tode selbst die Hände entgegen . . . Wozu diese Martern? Aaa . . . Die Brust, die Brust! . . . So muß ich enden . . . Gott . . . Gott! . . .

Ich kann nicht mehr . . . nein! . . .

Ich schreibe doch wieder. Ich muß, ich will bei Besinnung sein. Wenn sich schon das Ende naht, so will ich es wissen, will es selbst fühlen. . . . Ich muß mich doch verabschieden, mir die Welt noch einmal ansehen. . . . Ich muß, ich muß, denn es gilt für ewig, ich werde sie nie mehr sehen. . . . Nur vollständig bei Besinnung bleiben, nur vollständig bei Besinnung! . . . Ich will bis an's Ende schauen. . . . Dort wird nichts mehr sein. . . .

Ob Morphium mich nicht beruhigen würde? Er aber kommt gar nicht! Weshalb weinen sie nur so? — weil ich laut jammerte? Nicht ich jammere so, das ist der Hund, der mir fortwährend in der Brust zerrt. Tötet ihn, tötet ihn! — Er ist das Ungeheuer, welches mein Leben zerfrisst. . . .

* . . *

18. April.

Der gestrige Tag war für mich ein wahrer Abschiedstag von der Welt. Was gestern war, wird sich nie mehr wiederholen, das weiß ich und denke deshalb mit Wollust an jede Einzelheit. Es war ein zu schöner Tag! Um zehn Uhr saßen alle um mich herum; ruhig, fast heiter fingen wir an, die Ostereier zu teilen. Ich sprach viel und wünschte ihnen Glück und Gesundheit für's ganze Leben. Mir wünschte niemand etwas, denn was hätten sie mir wünschen sollen? sie küßten mich nur und zwangen sich zu möglichster Ruhe; bloß Sophie weinte. Dann aßen wir Osterspeise. Dank Amelkas Bemühungen war von allem etwas vorhanden, sogar eine Flasche Wein. Ich war ihr dankbar für das Bestreben, allen Traditionen Genüge zu leisten. Früher lachte ich über dergleichen Feierlichkeiten, die nur dem Magen fröhnen; gestern aber forschte ich mit Unruhe, ob auch nichts vergessen sei. Sogar von den Schwächen der Welt wollte ich Abschied nehmen, denn sie sind durch Erinnerungen geweiht. Amelka wußte es. Nicht am Essen selbst lag es mir, denn ich hätte so wie so nichts gegessen, sondern nur an der Sitte, an dem Andenken, an der Ausnutzung des Rechtes, vom Leben Vorteil zu haben. Alle Welt macht es so, weshalb soll ich mich von der Welt absondern? Noch lebe ich ja; dies noch erfüllte mich mit Wonne. Anfänglich war nur Amelka lustig; vielleicht verstellte sie sich, aber sie that gut daran. Ich stand ihr treulich bei, indem ich mich anscheinend ganz und gar der anfangs etwas erkünstelten Freudenstimmung hingab. Ich wußte, daß wir Komödie

spielten, aber auch das befriedigte mich. Bald jedoch brauchten wir uns nicht mehr zu verstellen, denn auf mein stetes Zureden leerte sich die Flasche Wein schnell. Stasch als Nichttrinker weigerte sich beim ersten Glase, verlangte aber dann selbst mit Hefigkeit mehr und leerte schließlich einige nacheinander. Er wollte den Kummer, der ihm am Herzen nagt, betäuben; ich trank ebenfalls und animierte auch Amelka und Sophie.

Nun wurde es plötzlich lebhaft und lustig. Ich sprach am meisten und labte mich an der allgemeinen Heiterkeit, die uns beherrschte, indem ich immer daran dachte, daß ich wohl zum letztenmal im Leben lachte.

So vergingen ein paar Stunden, und ich schlief endlich vor Ermüdung ein. Während meines Schlafes bereiteten sie mir eine Ueberraschung, die die angenehmste und freudigste des ganzen Tages war. Da Frau Sawicka diesen Abend außer dem Hause zubringen wollte, hatte Amelka sie gebeten, uns den Salon zu überlassen. Sie willigte gern ein, und alle drei hatten ihre Vorbereitungen getroffen. Sophie holte aus ihrer Wohnung Noten, Stasch brachte blühende Blumentöpfe, mit denen er den Sessel, auf dem ich sitzen sollte, umgab; Amelka ging an die Zubereitung des Abendbrots.

Als ich um sieben Uhr aufwachte, war schon alles fertig. Stasch nahm mich auf den Arm, trug mich in den Salon und setzte mich auf den Sessel; dann umgab er mich von allen Seiten mit Kissen.

Seltam — schon allein dieser große, elegant möblierte, mit Lampen und Kandelabern erleuchtete Salon, schon die

veränderte Umgebung, in der ich mich befand, machten auf mich einen gewaltigen Eindruck. Nachdem ich zwei Monate inmitten dieser kahlen, bis zur Verzweiflung einförmigen, in den Nachtstunden mir geradezu verhaßten Wände gelegen, ist es wohl begreiflich, daß schon eine solche Wichtigkeit wie der Wechsel meines Aufenthalts so stark auf meine Nerven einwirkte. Alles erschien mir neu, ungewöhnlich; ich betrachtete die Bilder, das Klavier, die Möbel, als hätte ich alles zum erstenmal im Leben gesehen.

Sie unterhielten sich miteinander und sprachen auch zu mir, doch war ich unfähig, meine Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken, als was meine Blicke gerade verfolgten. Irgend ein Marsch oder eine Polonaise, die Sophie spielte, konnte mich gleichfalls nicht aus dieser Erstarrung reißen.

So verging ungefähr eine halbe Stunde.

Meine unbegreifliche Ruhe mochte ihnen wohl sehr peinlich sein, denn wir setzten uns früher, als es eigentlich im Programm vorgesehen war, zu Tisch. Jetzt konnte ich Amelka so recht bewundern. Woher hatte sie nur alles genommen, was auf dem Tische stand? Eßbares war allerdings nicht viel; für mich ein Beessteak, für die anderen kalter Aufschnitt — aber eine ganze Ausstellung von kleinen und großen Tellern, Messern und Gabeln, Tassen, Gläsern und Kelchen; der Tisch war fast überladen. Den ganzen Kredenzschrank der Frau Sawicka mußte sie ausgeleert haben. Ich fühlte es wohl, daß Amelka durch diese Ausstattung die Feierlichkeit erhöhen wollte und war ihr dankbar dafür.

Wirklich, es war alles sehr, sehr feierlich; wir setzten uns wie zu einem Feste nieder. Amelka, die eine wichtige Miene machte, spielte die Rolle der Hausfrau, die sie absichtlich etwas übertrieb. Wie Kinder sollten wir Wirte und Gäste spielen, um wenigstens auf diese Weise künstlich einigen Humor zu erzeugen. Aber ich war sehr ernst; ich fühlte eine gewisse Beklommenheit, denn ich hatte begriffen, daß sie diese Maskerade nur für mich gemacht, nur zu dem Zweck erdormen hatten, mich an ihre Heiterkeit glauben zu machen. Ihnen zu Liebe wollte ich auf den Scherz eingehen und meine wahre Stimmung unterdrücken — aber ich konnte es nicht. Während sie alle Kraft aufboten, um Heiterkeit zu erregen und das Gespräch mit mir aufrecht zu erhalten, forschte ich mit dem größten Interesse nach allen Einzelheiten des Gedeckes.

So sieht also eine Untertasse aus? Gut, das muß man sich merken! So stellt man also ein Service auf den Tisch? Das darf man auch nicht vergessen! So hebt sich also die Weiße des Tischtuchs von den Gesichtern der Sitzenden ab? So ißt man also Abendbrot? Das muß man alles wohl behalten! Keine Einzelheit davon darf der Aufmerksamkeit entgehen! Solche Gedanken durchkreuzten allmählich meinen Kopf. Jeder meiner Blicke bedeutete zugleich einen Abschied. Und wovon nahm ich denn Abschied? Von Tassen, Messern und Gabeln, vom Lichtschein im Glase, vom Reflex des Tischtuchs? Und doch nahm ich Abschied.

Ich fühlte mich glücklich, ja selig, zugleich aber unfähig traurig.

Eins aber erfüllte mich am meisten mit Freude:

Ich saß!

Ich saß mit ihnen zusammen, indem ich mich in nichts unterschied von ihnen, den Gesunden, ihnen in allem gleich war. Ein erhebendes Gefühl! Als ich endlich bemerkte, daß ich im Hemde, sie aber angezogen waren, verlangte ich ebenfalls meine Uniform.*)

Sie zogen mich an.

Ich freute mich wie ein Kind und beobachtete entweder meine Brust, auf der die Knöpfe glänzten, oder meine Hände, deren Magerkeit mich heute weniger erschreckte. . . .

Und wieder nahm ich Abschied — aber diesmal von mir selbst, von mir als Gesundem und noch Lebendem, von mir als einem Wesen, das lebte, dachte und kämpfte, das ich aber nie mehr erblicken sollte.

Und dann! — wieviel Erinnerungen knüpften sich nicht an diesen abgetragenen Anzug, wieviel Hoffnungen! . . .

Ich war traurig. Sie sahen es und waren um so mehr bemüht, mich in den Strudel ihres Gesprächs und ihrer Lustigkeit hineinzuziehen. Amelia klirrte absichtlich mit Tellern und Gläsern, sprach laut und strengte sich auf's äußerste an, Geräusch zu machen, um nur den großen Salon zu beleben und ihn mit lauten Tönen auszufüllen. Sie goß uns selbst Wein ein, stellte sich, als ob sie trunken wäre und regte alle zum Trinken an. Ich trank gierig.

*) Bekanntlich müssen die Studenten der Warschauer Universität Uniform tragen. Anm. des Uebersetzers.

Und doch wollte es uns nicht gelingen, lustig zu sein; alle ersehnten wir die Rückkehr der früheren Heiterkeit — aber vielleicht eben weil wir sie ersehnten, kam sie nicht wieder. Anscheinend waren wir heiter, aber bald schlich sich der Schatten der Beklommenheit und eine gewisse Gezwungenheit unter uns ein; ich trachtete zu sehr danach, alles zu erforschen, und jede Kleinigkeit auszunutzen, als daß ich mich dem Gefühle der Heiterkeit hätte hingeben können.

Schließlich standen wir vom Tisch auf, ohne recht zu wissen, was wir weiter thun sollten. Sophie kam uns zu Hilfe, und ihr verdanke ich die wenigen göttlichen Momente, die ich gestern hatte. Stets entzückte sie mich durch ihr Spiel, aber diesmal gab sie ein wirkliches Konzert.

Mit dem Sessel nach der Mitte des Salons gerückt, bequem an die Kissen gelehnt, ergab ich mich ganz dem Einfluß der Musik. Was Sophie spielte, dessen kann ich mich nicht mehr recht entsinnen. Ich hörte nicht zu, ich hörte; meine Gedanken versanken tief im Meere der Töne und wurden selbst Musik. Unter der Menge von bekannten Melodien — denn Sophie suchte absichtlich diejenigen aus, die ich am meisten liebte — unterschied ich nur die Phantasie von Leybach, die Mondscheinsonate und das „Stabat Mater“ von Rossini.

Wieviel Zeit auf diese Weise verging, kann ich nicht genau sagen.

Ertränkt in dieser Flut von Tönen, vollständig von ihrem Zauber beherrscht, dachte ich an gar nichts; ich fühlte, nicht nur Sophie spielte, sondern meine ganze Seele.

Die Gedanken, wenn man es so nennen kann, waren lauter einzelne Töne einer wunderschönen Symphonie, in der ich ganz aufging; Worte waren nicht vorhanden, auch keine Wünsche oder Eindrücke. Die Wogen trugen mich auf und nieder, meine Seele schwamm auf den Flügeln der Töne in endlose Weiten, ohne Ziel . . . im Entzücken. . . . Ich fiel in Ohnmacht.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, wollte ich den Sessel nicht verlassen. Auf meine inständige Bitten spielte Sophie weiter. Aber der erste Zauber war gebrochen; ich hörte zwar noch aufmerksam zu, allein ich konnte es nicht mehr unterlassen, dabei zu denken. Die Gedanken folgten auch jetzt noch den Tönen, aber ich vermochte es nicht mehr, so vollständig in ihnen aufzugehen. Ich fühlte, daß ich existierte.

Nur teilte sich die Stimmung der Musik dem Denken mit. Die zuerst so lebhaften Melodien nahmen jede Spuren von Niedergeschlagenheit mit sich fort. Ich unterhielt mich mit Amelka und Stasch ganz ungezwungen, als hätten wir uns nur des Vergnügens wegen hier versammelt. Dies war der freudigste Moment des ganzen Abends. Nur, daß ich von Zeit zu Zeit Aether einatmen und mir die Schläfe mit Eau de Cologne einreiben mußte, rief für einen Augenblick die gewöhnlichen, trüben Gedanken wach.

Wieder verging etwa eine halbe Stunde. Sophie spielte ohne Unterbrechung fort.

Endlich veränderte das Rußwienlied von Lady unsere Stimmung gänzlich. Die traurige Tanzmelodie er-

füllte uns mit Betrübniß und Melancholie; wir wurden alle still und ließen uns von der Musik narkotisieren.

Sophie, sich ihrer augenblicklichen Stimmung hingebend, wählte immer ernstere, zu Thränen rührende Stücke. Ich wurde immer trauriger, eine wundersame Sehnsucht erfüllte mein Herz; die klagenden Töne des Klaviers begleiteten meine Gedanken.

Wiederum stand der Tod vor mir, aber es war nicht mehr der entsetzliche, der Schauer erregende — es war der lindernde und ersehnte. Ich fürchtete ihn nicht. Hätte man mir in diesem Augenblick das Leben angeboten, vielleicht hätte ich darauf verzichtet eben dieses Todes wegen, vor dem alle Schmerzen und Schrecken dieser Welt versinken.

Mir war nur traurig, unaussprechlich traurig zu Mute.

Es preßte mir etwas die Brust zusammen, so daß ich nicht einmal seufzen konnte. Endlich entlockte mir die so abgedroschene Melodie des sentimentaln Liedchens: „O, Sternlein, das du glänztest“ Thränen — das Lied hatte die Mutter mir immer gesungen.

Ich schluchzte nicht, ich weinte nicht einmal; die Thränen rollten mir, ohne daß ich es wußte, die Wangen hernieder. Große, heiße Thränen. . . .

Alle knieten bei mir nieder und küßten mir die Hände.

Ich fühlte, daß es der letzte Abschied von ihnen sei. . . .

Ich bat sie für alles um Verzeihung, tröstete sie, indem ich auf Stasch, als auf meinen Nachfolger in ihren Herzen

zeigte. . . . Sie weinten sehr. . . . Ich sprach alles offen aus, so wie es mir gerade in den Sinn kam. Stasch's und Sophies Hände legte ich ineinander und ermahnte sie, sich stets lieb zu haben. Dann bat ich, sie möchten manchmal an mein Grab kommen. . . . Auch empfahl ich ihrer Fürsorge die Frau des armen Petrus, das frühere Kindermädchen unserer Mutter, das ich selbst immer nach Möglichkeit unterstützt hatte, damit sie nicht Not leide. Aber an mein Grab, an mein Grab zu kommen, bat ich sie unaufhörlich. . . . Ich sagte, daß ich sie sehen würde. . . .

Und dann weinten wir noch lange. . . .

* * *

19. April.

Wahrscheinlich geht es langsam mit mir zur Ende. Heute beschaute ich die Sonne so, als sollte ich sie nie mehr wieder sehen.

Der Augenblick naht . . . ach, nur bei Besinnung, bei vollständiger Besinnung . . . und am Tage, durchaus am am Tage. . . .

Weichten kann ich nicht und will ich nicht. Was quält mich diese Sawicka? Und Amelka ebenfalls. . . . Ich glaube nicht — kann es nicht . . . Wozu auch? Verfaulen werde ich so wie so. . . . Ich will nicht lügen.

* * *

20. April.

Weshalb wollen sie mich nicht verstehen? Weshalb sucht Stasch mich auch noch zu überreden, da er doch selbst nicht glaubt? Sie sprechen von Besserung, von Gottes

Gnade, von gewissen Ereignissen. . . . Das ist beißende Ironie. . . . Wie Raben haben sie an mir herumgehackt, lassen mir keine Ruhe. . . .

Kann man nicht ohne dies sterben? Ich bin bereits außer stande mich vor ihnen zu verteidigen; ich spreche nichts, daher denken sie, ich höre auf ihre Befehrsversuche. Und diese Sawicka . . . weshalb läßt sie mir keine Ruhe?

Schließlich macht mich das böse und erfüllt mich mit Widerwillen. Ich will nicht Verrat und Hypokrisie verüben, selbst nicht an diesem Gott, an den ich nicht glaube. Ich verstehe es, die Heiligtümer anderer zu ehren. . . .

Und das Gethue dabei! Diese Klingel, diese Kerze und das Weihwasser! . . .

Und übrigens, — welcher Priester wird mir die Sünden erlassen? Denn ich werde nicht lügen. . . .

* * *

21. April.

Leider ging ich darauf ein; sie haben es bei mir durchgesetzt. Stasch will einen Geistlichen holen und ihn mit allem vertraut machen. Denn mir würden die Glaubensbekenntnisse im Halse stecken bleiben. . . .

Ach, es wird schrecklich werden! . . . Sie wollten es schon heute; mit Mühe nur habe ich es auf morgen verschoben. . . . Steht es denn bereits so schlecht mit mir? Ich ermuntere mich immer selbst, um nicht in Hindämmern zu versinken. So also stirbt man? . . . Ich fühle nur einen Druck, der auf mir lastet, auch mag ich nicht denken. . . . Ich bin aber bei Besinnung. . . .

Es ist zwar ein berühmter Katechet, Protektor der Studenten, aber dennoch ein Toleranter. Stasch wird ihm alles sagen, damit er es weiß und vorbereitet ist. Wenn er nicht will — wird er nicht kommen. . . . Keiner wird kommen; nur unter dieser Bedingung gab ich nach. Aber Stasch versichert, daß man auch so beichten kann. . . . Denn vor dem Kreuz könnte ich nicht lügen. . . .

Was wollen sie eigentlich noch? Wen denken sie zu betrügen? Wird mir denn eine solche Beichte etwas nützen, selbst vorausgesetzt ein Leben im Jenseits?

Und weshalb sollte ich wohl auf die Kniee fallen, wenn die Fußsohlen küssen? . . .

* * *

22. April.

Jetzt kann ich ruhig sterben; er, der Priester, hat es mir gesagt. . . . Ich bin ruhig, vielleicht sogar glücklich. . . . Oh, das ist sein Werk! Er versöhnte mich nicht mit Gott, denn das versuchte er nicht einmal, er versöhnte mich nur mit mir selbst und gab mir die Entsündigung der Welt. . . . Ich habe nun alle Rechnungen ausgeglichen. . . .

Und welche Angst hatte ich vor ihm!! . . .

„Mein Sohn!“ — sagte er. Weshalb sprach niemand so zu mir? Ich küßte ihm die Hände und sank an seine Brust. . . .

„Mein Sohn!“

Sa, er sagte: „Mein Sohn!“ Ich aber fing an zu weinen und weinte bitterlich. . . .

Und dann erzählte ich ihm alles. . . . Ich klagte über mein ganzes Leben — über das Elend, das ich gelitten — über den Hunger, der mich manchmal gepeinigt — über mich selbst, daß ich mein Leben vergeudet. . . . Er aber küßte mir die Stirn und sagte, daß mir alles vergeben würde, da ich mich auf Erden so gequält. . . . Auch meinen Unglauben gestand ich ihm. Er zeigte mir Jesum Christum am Kreuz und fragte, ob ich ihn in diesem Augenblick liebte.

„Ja“ — antwortete ich — „weil er so viel gelitten“.

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken“.

Linderung! — rief ich aus, er aber legte mir das Kreuzifix auf den Mund. Ich küßte es gierig, indem meine Lippen auf den zu Tode gemarterten Leib preßte. Und lange, lange waren wir beisammen. Dann traten die anderen ein, und ich erhielt die letzte Delung. Sie knieten inmitten des Zimmers, indem sie mich unverwandt ansahen. Ich lächelte ihnen zu, sprach aber nichts. Ich lag starr da, berauscht von einer seltsamen, wunderbaren Glückseligkeit; ich dachte an nichts.

Einmal nur flog mir wie ein Blitz der Gedanke der Empörung durch den Kopf.

Als er mir die Füße salbte, wollte ich aufspringen und schreien: „Das ist Entheiligung, ich glaube nicht!“

Aber er wußte es . . . und mein Gedanke versflog. . . .

Auch als man Amelka ohnmächtig hinaustrug, konnte ich, obgleich ich es sah, kein Lebenszeichen geben.

Gegenwärtig drängen sich eine Menge Gedanken und Fragen in meinem Kopfe, aber ich beschäftige mich nicht mehr mit ihnen. Es ist etwas in mir abgestorben. . . . Jetzt ist mir aber besser . . . oh . . . mir ist hundertmal besser. . . .

* * *

23. April.

Ich fühle, daß ich diesen Bleistift zum letztenmal in der Hand halte.

Einigemale fiel ich heute in Ohnmacht und dann . . . weiß ich nicht, ob ich geschlafen oder die Besinnung verloren habe. Alles eins. . . .

Jetzt aber Fieber. . . .

In der Nacht soll ich phantasiert haben. Die Thür öffnete sich, und sie traten alle ein. . . . Vielleicht dachten sie, ich sterbe. . . . Sie schlafen also dort im Salon! Sie warten auf den Augenblick. . . . Alles sagt mir, daß ich sterben muß. . . . Alles ist vorbereitet. . . . Nur der Sarg fehlt noch . . . er wird da sein . . . morgen . . . heute noch. . . .

Ich quäle mich, quäle mich entsetzlich. . . . Nun ist es Zeit, Abschied zu nehmen. . . .

Behüt euch Gott. . . . Lebet wohl. . . .

* * *

25. April.

Heute brachten sie mir Beilchen . . . ein ganz kleines Sträußchen. . . . Amelka brachte es. . . . Draußen soll schon Frühling sein, im Garten grünende Kastanien. . . .

Hier aber sehe ich keinen Baum; ich fragte Stasch und auch Sophie — jedoch es giebt keinen in der Nähe, auch aus dem Fenster sieht man nichts. . . . Stasch will mir einen Kastanienzweig bringen, kommt aber gar nicht wieder. . . . Ich werde ihn übers Bett hängen lassen — oder vielleicht lieber auf die Bettdecke legen? Er wird aber da so schnell verwelfen. . . .

* * *

27. April.

Sicherlich war das der Todeskampf. . . . Als ich erwachte, knieten sie an meinem Bett und starrten mich mit entsetzten Blicken an. Sie haben ihn nur unterbrochen. . . . Man soll ja den Todeskampf unterbrechen können. . . . Ich weiß es nicht. . . . Aber die Weihkerze brannte und gab ein unheimliches Licht. Ich sah alles, wußte, woran sie dachten, konnte selbst aber weder denken noch sprechen. Ich wollte ihnen etwas sagen oder nur eine Hand bewegen, aber ich vermochte es nicht. Ich war wie abgestorben, ich fühlte den Leib nicht mehr, die Füße waren starr, und nur die Augen hatten noch Leben; durch sie allein stand meine Seele noch in Verbindung mit der Welt. Ich röchelte und betrachtete sie. . . . Sie aber warteten, warteten mitleidlos. . . . Niemand sprach etwas. . . . vielleicht sprachen sie auch, und ich hörte nichts. Ich wußte, daß ich im Todeskampfe liege, es schien mich aber nichts anzugehen.

Nur die Weihkerze und ihr unheimlicher Schimmer, der sich auf der Wand abzeichnete, blieb mir in den Ge-

danke. Sie legten mir heiße Steine unter die Fußsohlen und knöpften mir das Hemd über der Brust auf, aber ich fühlte nichts, ich sah nur. Sie weinten nicht. . . .

So blieb es bis zum Morgen. Ich hat um Wein — es waren meine ersten Worte. Amelka zitterten die Hände, denn sie vergoß den Inhalt, als sie die Tasse über der Lampe erwärmen wollte. Das Licht erlosch, und es wurde dämmerig im Zimmer.

Was weiter geschah, weiß ich nicht. Vom Weinen berauscht, bin ich wohl eingeschlafen.

Jetzt ist mir viel besser. . . . Ich weiß, was das bedeutet. . . .

So ist es stets vorm Tode. . . . Alles eins. . . .

Mir ist nur sehr schwer ums Herz. . . .

* * *

28. April.

Warum endet dieser Zustand nicht? Sollte denn die gestrige Nacht ein Nachlassen der Krankheit im Gefolge haben? Die Kräfte finden sich wieder. Was soll das alles bedeuten? Eine letzte Besserung dauert sonst höchstens einen Tag; hier aber vergeht schon der zweite.

Ach, wozu noch diese Qualen, Täuschungen!

Gestern hatte ich nicht einmal Fieber.

* * *

29. April.

Schon seit gestern wußte ich, daß ich leben bleiben würde. Aber die anderen wissen noch nichts.

Leben, Leben . . . wieviel Wonne liegt in diesem einen Wort!

Aber die anderen wissen noch nichts, gar nichts. Heute rief ich Amelka zu mir und sagte nur: „Wir werden alle wegfahren“, aber sie muß es nicht verstanden haben, denn sie fing an zu weinen. Hier weinen sie alle beständig, ich weiß gar nicht warum, vielleicht vor Freude? . . . Vielleicht hat ihnen Starzecki etwas gesagt, und sie fürchten, mich mit der plötzlichen Kunde zu erschüttern? Heute will ich noch nichts sprechen, aber morgen, morgen. . . .

Wir werden gleich auf's Land fahren, alle, alle, alle. . . . Ich will sie um mich haben; ich werde wahnsinnig vor Freude, wenn ich daran denke, wie es sein wird. Ich werde bitten, sie möchten mich stets in die Sonne führen — ich werde die Sonne trinken. Hier vom Fenster aus sieht man nicht viel, aber ich fühle, daß es schon überall grün, frühlingsfrisch sein muß; auch die Obstbäume in den Gärten sind wahrscheinlich schon ganz weiß von Blüten — so weiß, als wären sie mit Schnee besät. Vielleicht können wir schon übermorgen abreisen? Denn meine Kräfte kehren in hohem Maße wieder. Wenn sie mich nur aus diesem Zimmer hinaustragen wollten, so würde ich mit einem Male gesund sein. Die Universität werde ich ganz und gar aufgeben und die Landwirtschaft erlernen, um nur der Sonne und dem Grün näher zu

sein. Bis Sophie sich mit Stasch verheiratet, soll sie bei mir wohnen und mir täglich meine liebsten Melodien spielen. Heute habe ich lauter Arpeggien in den Ohren und die Sonne wie auch das Grün vor Augen.

Daß sich Starzecki geirrt, kein Wunder, was versteht er! . . . Aber Lopacki, Lopacki!

Aber weshalb sollte nicht auch er sich geirrt haben? . . . Er irrte sich, er erkannte die Krankheit nicht, natürlich, natürlich . . .

* * *

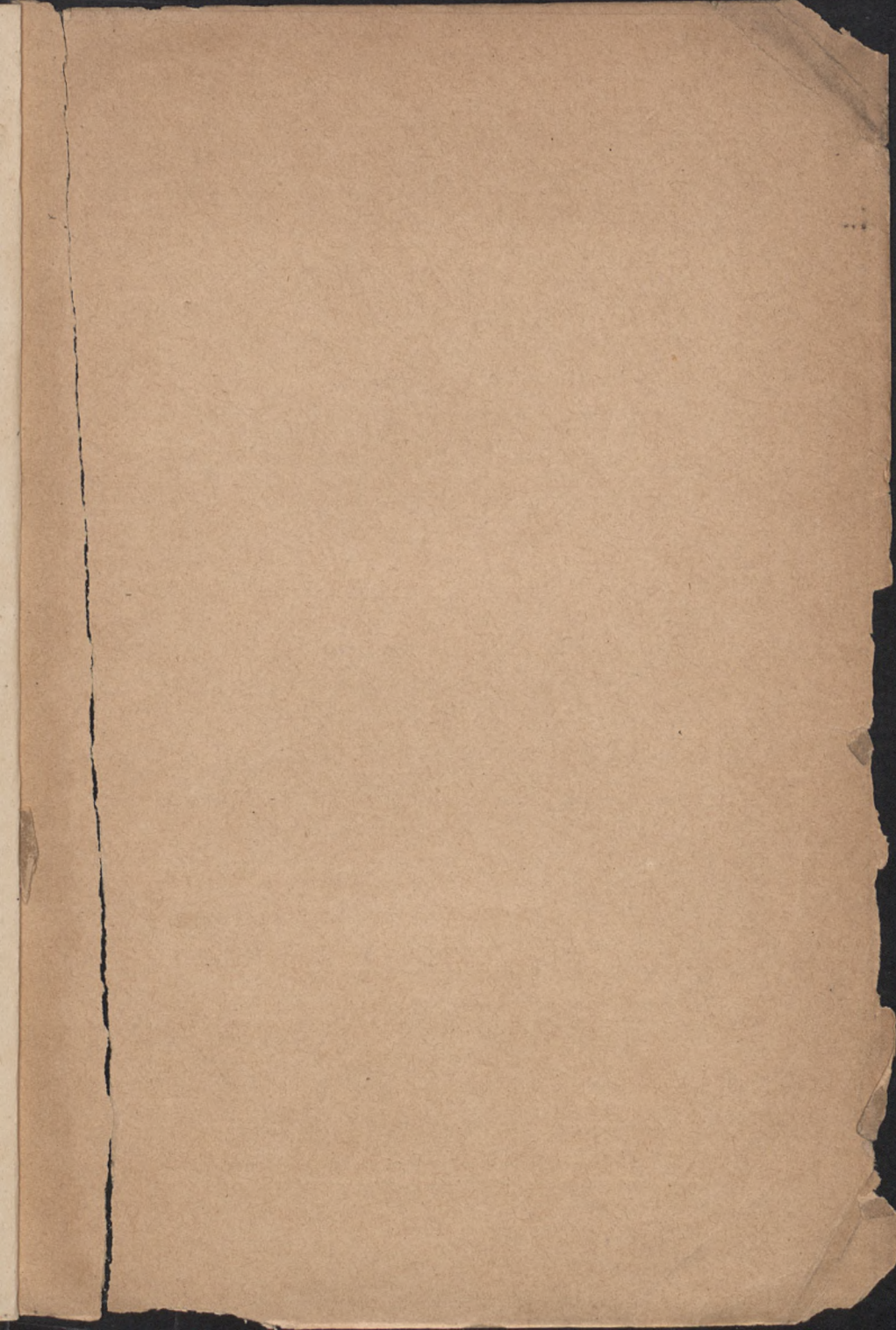
Entschliefs am 30. April gegen Morgen. Starb befinnungslos.



Biblioteka Główna UMK



300001047368



Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Die Tochter Salomos.

Dramatisches Gedicht in fünf Akten

von

C. v. Klumenthal.

Preis 2 Mark.

1896.

Preis 2 Mark.

Aus Dämmerung und Nacht.

Gedichte von Paul Bornstein.

Preis 2 Mark.

1896.

Preis 2 Mark.

Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts

von Hellmuth Mielke.

gr. 8^o.

1896.

2. Auflage.

Preis 4 Mark.

Prinzessin Sida.

Märchenkomödie in einem Aufzug

von Willy Rath.

Preis 1 Mark.

1896.

Preis 1 Mark.

Der Mönch von Umalfi.

Eine seltsame Geschichte

von

Preis 2 Mark.

Th. Walter.

Preis 2 Mark.

☛ Vorrätig in allen besseren Buchhandlungen. ☚